1,60 DM / Band 293
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

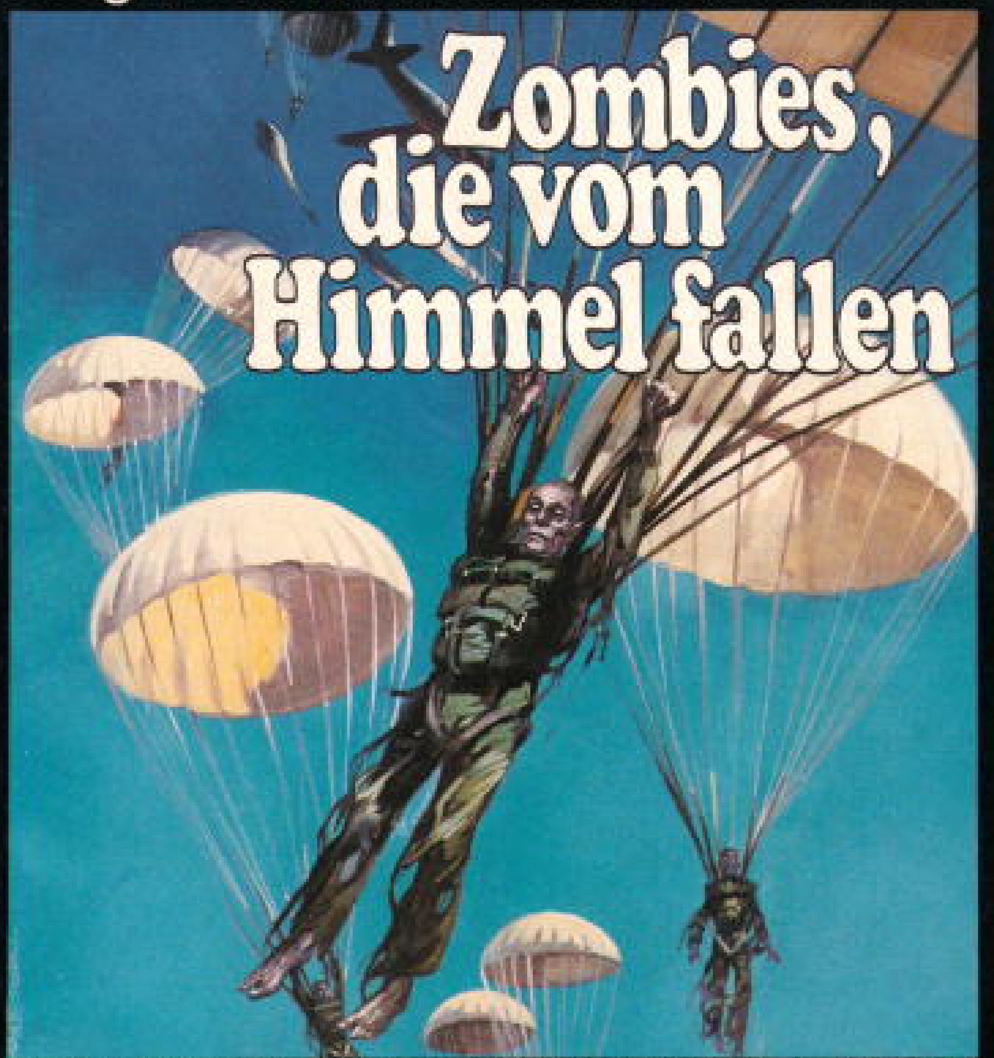
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Zombies, die vom Himmel fallen

John Sinclair Nr. 293

von Jason Dark

erschienen am 14.02.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Zombies, die vom Himmel fallen

Sie hatten 40 Jahre Zeit, um das Grauen zu konservieren. Niemand dachte mehr an sie, denn der heiße Wüstenwind bewahrte ihr Geheimnis. Bis zu jenem verhängnisvollen Tage, als sie aufbrachen und ihren Feldzug des Schreckens begannen. Ein Flugzeug, das es längst nicht mehr geben durfte, dröhnte am Himmel. Und eine Besatzung, die seit 40 Jahren tot war, bereitete ihren Angriff vor…

Irgend etwas stimmte nicht. Das war genau zu spüren. Im Laufe der Jahre entwickelt der Mensch ein Gespür dafür, ob es, wenn er die Arbeitsstelle betritt, gut läuft oder nicht. Auch mir erging es da nicht anders.

Es lag etwas in der Luft. Nichts Greifbares, nichts, das ich hätte erklären können, es war einfach da. Auf der Schwelle zum Büro blieb ich stehen.

Suko war noch nicht eingetroffen, und Glenda machte einen ziemlich abwesenden Eindruck. »Spürst du es auch?« fragte ich sie.

»Erst mal einen guten Morgen.«

Ich ging auf sie zu. »Klar, meine Liebe. Aber das andere ist wichtiger. Da stimmt was nicht.«

»Wieso?«

Ich hob die Schultern.

»Für mich ist alles normal«, erklärte Glenda. »Vielleicht ist das Wetter ein wenig zu kühl, ansonsten fühle ich mich wohl, abgesehen von einer Erkältung, die ich im Hals spüre.«

Ich deutete auf den braunen Pullover. »Deshalb also der Rollkragen noch dazu.«

»Klar.«

»Ist Sir James schon da?« wollte ich wissen.

»Ich habe ihn bereits gesehen. Aber nicht allein. Und er schien mir auch ziemlich sauer zu sein.«

»Weshalb?«

»Das wird er dir bestimmt sagen.«

Ich lehnte mich an meine Bürotür und ließ den Blick über Glendas Gestalt wandern. Sie trug neue Stiefel, in die sie die Aufschläge ihrer Hose gesteckt hatte. »Wer war denn bei ihm?«

»Ein Soldat.«

»Offizier?«

»Wahrscheinlich.«

»Ach je.« Ich winkte ab. »Da kann tatsächlich Ärger in der Luft liegen. Wenn die Militärs wieder etwas von uns wollen, sieht es meist mies aus.«

»Hoffentlich wirst du nicht wieder nach Sibirien geschickt, John, wie damals bei der Werwolf-Elite.«

»Weißt du mehr?«

»Nein. Aber ich kann es mir vorstellen.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand«, sagte ich und beobachtete, wie Glenda die Kaffeemaschine einstellte.

Sie drehte sich um, daß ihre Haare flogen. »Suko kommt übrigens etwas später.«

»Was hat er denn?«

Glenda Perkins lächelte. »Er nichts, aber die Maschine.«

»Defekt?«
»Nur eine Kleinigkeit.«
»Dann werde ich es mir mal gemütlich machen«, sagte ich und wollte in mein Büro.
Dazu kam es nicht, denn bei Glenda meldete sich das Telefon. Ich hatte ein ungutes Gefühl, wartete, bis Glenda abgehoben und sich gemeldet hatte und ein »Ja, Sir« erwiderte.
»Ich gehe schon.«
Glenda schaute mich erstaunt an. »Du weißt doch gar nicht…«
»Zum Alten.«
»Das stimmt.«
Ich hob die Arme und breitete sie aus. »Na bitte. Hatte ich doch recht.«
Glenda schüttelte den Kopf. »Wenn man dich so ansieht, könnte man meinen, daß du nicht gerade in Form bist.«
»Das bin ich auch nicht. Dieser Tag ist kein guter. Ich merke so etwas sehr schnell.«
»Viel Glück. Und denk an Rußland.«
Ich winkte ab. »Lieber nicht.«
Sir James erwartete mich. Allerdings nicht allein, denn ihm schräg gegenüber saß ein hoher Militär.
Ich schaute auf die Dienstrangabzeichen und stellte fest, daß es ein Colonel war. Ein ziemlich drahtiger Bursche, noch gar nicht alt und mit sorgfältig frisierten Haaren. Er stand auf, als ich das Büro betrat.
Sir James machte uns bekannt. Ich erfuhr, daß der Mann Cramer hieß.
Sein Händedruck war fest, der Blick hart und militärisch klar. Ein Bilderbuchsoldat. Ich kam mir in meiner Kluft neben ihm direkt deplaziert vor.
»Nehmen Sie Platz, Gentlemen«, sagte Sir James und deutete auf die beiden Stühle. Dann schaute er mich an und nickte. »Es ist so, John. Colonel Cramer gehört zu den Stabsoffizieren im Verteidigungsministerium, das heißt, er hat auch mit geheimen Verschlußsachen zu tun und erhält Informationen, die anderen nicht zugänglich sind. Stimmt das, Colonel?«
»Das ist richtig, Sir.«
Mein Chef nickte und schaute mich an. »Sie wissen, John, daß der Zweite Weltkrieg zwar schon sehr lange zurückliegt, es aber noch immer Dinge gibt, die an ihn erinnern. Man findet nicht detonierte Bomben, Granaten und anderes Material, über das man nicht gerade begeistert sein kann. Das alles wissen Sie. Es ist Ihnen bestimmt auch bekannt, daß England gegen Deutschland in Afrika gekämpft hat. Dieser Kriegsschauplatz gehörte zu den härtesten, die dieser unselige Krieg zu bieten hatte. Und damit wären wir beim Thema.« Sir James

griff in eine Mappe und holte ein Bild hervor.

Es war ein Foto. Schwarzweiß. Das reichte er mir rüber. »Kennen Sie diese Maschine, John?«

Ich schaute mir das Bild an. Es zeigte ein Flugzeug. Ziemlich klobig, nicht elegant, mehr konstruiert, um Material zu transportieren. Vielleicht auch Bomben.

»Nun?«

Ich hob die Schultern. »Ein Militärtransporter.«

»Transportmaschine«, verbesserte mich der Colonel.

»Meinetwegen auch das.«

»Wollen Sie reden, Colonel?« fragte Sir James.

»Ich bitte darum.«

»Gern.«

Der Soldat setzte sich noch steifer hin und formulierte knapp und präzise seinen Bericht. »Diese Maschine wird längst nicht mehr gebaut, Oberinspektor. Sie stammt aus dem Zweiten Weltkrieg, ist als Bomber konstruiert worden und gleichzeitig als Transporter. Im Afrika-Krieg brachte diese Maschine unsere Fallschirmjäger an die entsprechenden Einsatzorte in den Wüsten. Das vorweg. Wir haben natürlich alle Maschinen in einer Bestandsliste geführt. Auch diese hier war in einer solchen Liste, und die Maschine samt Besatzung galt als abgestürzt. Haben Sie verstanden?«

»Sicher.«

»Dann darf ich Ihnen jetzt die Lupe reichen!«

Er gab sie mir mit der Aufforderung, genau nachzuschauen, was sich hinter den bullaugenartigen Fenstern tat. Es war gut, daß ich die Lupe hatte, sonst hätte ich nämlich kaum etwas erkennen können.

Sehr genau schaute ich nach, ging Fenster für Fenster durch, und meine Augen wurden groß.

Ich sah Gesichter.

Bleich und blaß. Irgendwie seltsam…

»Sind das die Soldaten?« fragte ich.

»Wir müssen davon ausgehen«, erwiderte der Colonel.

Ich ließ die Fotografie sinken und hob den Kopf. »So weit, so gut, Colonel. Aber was habe ich damit zu tun?«

»Es ist ein Fall für Sie, Oberinspektor. Die Aufnahme ist nicht vor 40 Jahren gemacht worden, sondern vor drei Tagen. Verstehen Sie?«

Allmählich begriff ich und nickte. »Sie meinen, Colonel, daß die Maschine samt ihrer Besatzung wieder gestartet ist, nachdem sie über 40 Jahre verschollen war?«

»So muß es sein.«

Ich nahm noch einmal die Lupe und schaute genau nach. Nein, ich hatte mich nicht getäuscht. Hinter den Scheiben waren blaß und bleich die Gesichter zu sehen.

»Wie lautet Ihr Kommentar, John?« erkundigte sich mein Chef.

Ich hob den Kopf. »Wenn die Aufnahme nur wenige Tage alt ist, kann es möglich sein, daß sich jemand das Flugzeug damals unter den Nagel gerissen hat, abwartete und erst jetzt wieder startete, um seine Rundflüge zu machen.«

»Das könnte sein«, gab Sir James zu.

»Aber?«

»Wenn Sie genau schauen, John, und sich vor allen Dingen die Gesichter der im Innern sitzenden Passagiere ansehen, werden Sie feststellen, daß sie erst einmal seltsam bleich wirken. Zum zweiten werden Ihnen die Uniformen auffallen. In der Maschine sitzen Soldaten. Allerdings welche, die bereits seit 40 Jahren nicht mehr am Leben sind. Daß sie trotzdem noch existieren, dafür gibt es eigentlich nur eine Erklärung.«

»Zombies!« sagte ich.

Mein Chef nickte.

***

Der alte Kesefel hörte die Stille!

Er war ein Mensch der Wüste, konnte die Stille hören und mit ihr reden. In der Nacht hockte er meist vor seiner Hütte, die am Rand der Oase lag und von den großen Blättern der Palmen geschützt wurde. Dann starrte er in den dunkelblauen Himmel, sah die Sterne und schaute hinaus in die wellige Weite der Wüste.

Er lauschte dem Wind, denn er war es, der ihm die Geschichten aus der Unendlichkeit der Wüste herantrug. Der Wind berichtete von den nicht zu messenden Weiten, er erzählte von Menschen, Kämpfern und Abenteurern, von der Vergangenheit und der Gegenwart. Vom großen Krieg und vom Frieden. Der Wind war allwissend, und wenn er die breiten Blätter in den Kronen der Bäume bewegte, raschelte es geheimnisvoll.

Die Wüste schwieg, die Wüste lebte.

Das alles wußte der alte Kesefel. Wegen der Kälte hatte er eine Decke um, seinen mageren Körper geschlungen. Auf dem Kopf trug er eine Stoffmütze. Die faltige Haut seiner Hände wirkte wie dünnes Pergament, und das Gesicht war von den Strapazen eines einfachen, aber harten Lebens gezeichnet.

Die Haut zeigte ein Runen- und Faltenmuster. Augenbrauen hatte der Mann nicht mehr. Die feinen Härchen waren ihm im Laufe der Jahre ausgefallen. In den Höhlen lagen die kleinen Pupillen. Sie glänzten wie dunkle, polierte Knöpfe.

Bis nach Mitternacht saß der alte Kesefel immer vor seiner Hütte und schaute in die Dunkelheit.

Jahrelang hatte er dies getan und mit der Natur seine Zwiesprache

gehalten. Nichts hatte ihn gestört - bis vor einigen Tagen.

Da hatte er das Geräusch zum ersten Mal vorgenommen.

Es war ein Brummen gewesen. Entfernt nur, aber schnell näher kommend und lauter werdend. Aus dem dunklen Nachthimmel erklang das Geräusch, und plötzlich war ein Schatten da, der dem eines riesigen Vogels glich und mit lautem Motorengedröhn über die Oase hinwegflog. Ein Flugzeug.

Kesefel hatte ihm so lange nachgeschaut, bis es nicht mehr zu sehen gewesen war. Und er hatte sich dabei seine Gedanken gemacht. Man konnte ihm vieles nachsagen, aber dumm war er nicht, obwohl er das Schreiben nicht gelernt hatte. Kesefel besaß ein hervorragendes Gedächtnis. Er erinnerte sich an die Zeiten, die schon Jahre zurücklagen. Damals herrschte Krieg. Fremde waren in das Land eingefallen. Mit Panzern und Flugzeugen waren sie gekommen und hatten die Wüste durchquert, die oft genug stärker gewesen war als die Fremden. Sie hatten sich bekämpft, und jede Partei versuchte, die Einheimischen auf ihre Seite zu ziehen.

Es hatte Verrat gegeben. Schüsse waren gefallen. Tote lagen im heißen Sand. Eine gnadenlose Zeit war das gewesen, in der Allah seine Augen geschlossen hielt, um das Elend nicht sehen zu müssen.

Und die Flugzeuge waren immer wieder geflogen. Unheimliche Vögel. Groß, wuchtig. Monstren aus Metall und sehr gefährlich. Sie brachten nicht nur Menschen herbei, sondern auch den Tod. Aus den metallenen Vögeln wurde geschossen. Oft fielen auch Bomben, die große Krater rissen und viele Menschen töteten.

Kesefel hatte sich die schwarzen Flugzeuge immer sehr genau angesehen. Deshalb wußte er auch, daß der große, metallene Vogel, den er in den letzten Tagen so oft gesehen hatte, zu den Flugzeugen gehörte, die vor langer Zeit einmal geflogen waren.

Kamen sie jetzt wieder? Begann diese schreckliche Zeit von neuem? Der alte Mann wollte es nicht glauben. Er hätte zumindest etwas gehört, wenn dem so gewesen wäre. Es gab zu viele Menschen, die schon vieles wußten und es auch weitertrugen. Von dieser Maschine wußte keiner etwas. Man stand vor einem Rätsel.

Der alte Kesefel griff in die Tasche und holte ein Stück Brot hervor. Er schob es zwischen die dünnen Lippen und kaute es langsam durch, während er in die Wüste schaute, die wegen ihrer Hügel und Täler wie ein erstarrter Fluß wirkte.

Der Sand schimmerte in der Nacht seltsam blau. Am Himmel stand ein blasser Mond, umringt von zahlreichen Sternen, von denen jeder eine Botschaft für den einsamen alten Mann hatte.

Er fühlte, daß er nicht mehr lange leben würde. Die Wüste war gnadenlos. Sie breite sich weiter aus und wollte auch diese Oase, in der er sein Leben verbracht hatte, nicht verschonen. Wenn die Oase

starb, wollte Kesefel auch nicht länger leben.

Die meisten hatten die Oase schon verlassen. Besonders die jungen Leute. Sie zog es nach Norden, wo die großen Städte und das Meer lagen. Dort konnten sie Geld verdienen, denn da gab es auch die hohen Häuser, in denen die Fremden wohnten.

Kesefel hatte sie nie gesehen, nur von ihnen gehört. Er wollte sie auch nicht besuchen. Seine Heimat war die Wüste.

Der Wind brachte Staub und Sand mit. Feine Körner, die gegen die Haut des Mannes getrieben wurden und piekten. Das merkte der Alte nicht mehr, er hatte sich längst daran gewöhnt.

Obwohl er keine Uhr trug, wußte er genau, daß die Tageswende bald einbrechen würde. Zu der Zeit hatte er immer das Brummen gehört.

Auch heute war es so.

In der Ferne begann es.

Ein dumpfes, aber gleichmäßiges Grollen, das über den Himmel schwebte. Die Luft trug den Schall weiter und über die Oase hinweg, so daß Kesefel sich darauf einrichten konnte, sehr bald die Maschine am Himmel zu sehen.

Sie flog immer sehr tief. Manchmal wühlten die Wirbel der Propeller gewaltige Sandwolken auf, die das Flugzeug begleiteten und die Bäume in den Oasen mit einem wahren Sandregen überschütteten.

Hinter den Hügeln tauchte sie auf.

Ein schwarzer, unheimlich wirkender Koloß, der einen großen Schatten auf den Boden warf. Beinahe träge bewegte sich die Maschine durch die Luft. Die beiden Propeller waren zu wirbelnden Kreisen geworden, die den Sand vom Boden hochpeitschten, so daß er die Maschine als lange Fahnen begleitete.

Kesefel blieb sitzen.

Er starrte das Flugzeug an. Von Sekunde zu Sekunde wurde es größer. Es hatte keine Positionsleuchten. Ein drohender, gefährlicher Schatten, der die Luft durchschnitt und sich immer mehr der Oase näherte, wobei Kesefel das Gefühl haben konnte, als wollte das Flugzeug die Wedel der Palmen abrasieren.

Das Dröhnen steigerte sich noch mehr. Es schmerzte in den Ohren.

Der Sand wurde zur dichten Wolke, klatschte gegen den mageren Körper des Alten, gegen Hüttenwände und Bäume. Die langen Wedel bogen sich und zitterten.

Ein unheimliches Bild.

Dieses Flugzeug war gewaltig. Wenn es abstürzte, würde es alles vernichten und zerstören.

Beinahe gemächlich flog es über die Oase hinweg, und das Dröhnen der Motoren verschwand allmählich in der Ferne, während sich der Sand nur langsam senkte.

Kesefel stand auf. Er schüttelte den Sand aus seiner Kleidung, drehte

sich um und ging dorthin, wo sich das Herz der Oase, der Brunnen, befand. Er schritt über schmale Pfade, drückte sich an Häusern und Dattelgärten vorbei.

Auch hörte er die Stimmen.

Wie immer hatte die Ankunft der Maschine auch die anderen Bewohner aus dem Schlaf gerissen.

Sie versammelten sich zumeist um den Brunnen, fluchten und schimpften, da wieder ein Teil des Wassers versandet war.

»Es ist der Scheitan!« rief jemand und drohte mit einer mageren Faust gegen den Himmel. »Der Teufel hat uns diesen Vogel aus Metall geschickt.«

Die anderen, die seine Worte vernommen hatten, nickten.

Kesefel hatte sich ein wenig abseits hingestellt. Er schaute auf die Versammelten.

Es waren nur Männer, die um den Brunnen standen. Die Frauen blieben in den Hütten. Nur manchmal warfen sie scheue Blicke nach draußen.

»Wir müssen etwas tun!« rief einer, drehte sich und blickte die anderen auffordernd an.

Von ihnen kam keine Reaktion. Niemand wußte, wie es weitergehen sollte. Man fand sich mit dieser Maschine eben ab. Nur Kesefel wollte das nicht.

Er trat aus dem Schatten. Als er bemerkt wurde, verstummten die Stimmen der anderen.

Kesefel gehörte zu den ältesten Bewohnern der Oase, und man zollte ihm den entsprechenden Respekt. Man hörte auf ihn. Was er sagte, hatte Gewicht, und als er sich nun auf den verwitterten Steinrand des Brunnens setzte, schauten ihn die Männer abwartend an.

»Ihr habt den Vogel aus Metall gesehen, und ihr wißt, daß so ein Flugzeug nicht allein fliegen kann. Es müssen Männer da sein, die es lenken und steuern.«

Die Umstehenden nickten, während ihre Blicke an den Lippen des Alten hingen.

»Ich habe die Männer gesehen«, sagte er langsam.

»Was?« rief jemand.

»Ja, ich sah sie im Flugzeug. Aus dem großen Krieg weiß ich, daß man sie Besatzung nennt. Und sie trugen Uniformen. Die bleichen Gesichter hatten sie innen gegen die Fenster gedrückt. Sie sahen schaurig aus, bei manchen glaubte ich, die Knochen zu sehen.«

Bei diesen Worten lief so manchem harten Wüstensohn eine Gänsehaut über den Rücken, denn abergläubisch waren sie allesamt.

Der Alte fuhr fort: »Ich habe lange überlegt, ob ich mit euch darüber reden soll, und ich habe mich entschlossen, euch meine Meinung zu sagen. Ich habe lange beobachtet, viel geschaut und glaube nun,

Bescheid zu wissen.« Er holte tief Luft und schüttelte den Kopf, als wäre es ihm unangenehm, die nächsten Worte zu formulieren. »Die Besatzung, die sich in dem Flugzeug befindet, ist nicht neu. Es sind die Alten, die Grausamen, die Toten, die wieder ins Leben zurückgekehrt sind. Ich behaupte, daß dieses Flugzeug, das uns jede Nacht besucht, von lebenden Toten besetzt ist. Von den Männern, die vor langer Zeit in der Wüste gestorben sind und nun den Krieg weiterführen wollen. Sie werden Rache nehmen.«

Nach diesen eindringlich gesprochenen Worten war es zunächst einmal still. Nur der Wind rauschte in den Kronen der Bäume. Gesprochen wurde nicht.

Die Worte des alten Kesefel waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Männer glaubten ihm, und auf manchen Gesichtern war eine Frage zu lesen, doch niemand wagte, sie zu stellen.

Deshalb ergriff Kesefel das Wort. »Ihr könnt ruhig Fragen stellen«, sagte er. »Tut euch keinen Zwang an. Redet, und sagt mir, daß ich unrecht habe.«

»Nein, Kesefel, du hast recht«, meinte ein ebenfalls alter Mann. Er war in dieser Oase so etwas wie der Chef oder Bürgermeister. »Aber ich möchte von dir wissen, wie so etwas möglich sein kann.«

Kesefel hob die Schultern. »Ich habe keine Erklärung. Die Wüste schweigt, aber jeder von uns weiß, daß es viele Dinge gibt, die wir nicht erklären können. Ihr habt wie ich von den Geistern der Natur gehört. Der Sand, die Dünen und die Felsen sind nicht so tot, wie sie aussehen. Es gibt Leben in ihnen. Es sind die Dschinns, die Geister, und auch unter ihnen gibt es böse und gute. Über die Bösen herrschte der Scheitan, der Teufel. Er wird die Männer unter seinen Schutz genommen haben, so daß sie zu lebenden Leichen geworden sind.«

»Genau weißt du es nicht?«

»Nein. Ich möchte es auch nicht erfahren. Wenn sie landen und das Flugzeug verlassen, werden sie erbarmungslos sein und unsere Oase überfallen. Wir sollten uns darauf einstellen.«

»Aber wie?« wurde er gefragt. »Wie können wir uns auf so etwas denn einstellen?«

Der alte Kesefel hob die Schultern. »Vielleicht durch Flucht. Packt eure Habseligkeiten zusammen. Das ist der einzige Rat, den ich euch geben kann.«

»Das ist unsere Heimat!« widersprach jemand.

Kesefel nickte. »Es ist auch meine Heimat. Ich werde hierbleiben. Ihr aber müßt gehen.«

»Und was willst du hier?«

»Versuchen, sie aufzuhalten, während ihr flieht.«

»Kann man sie töten?«

Der Alte schaute hoch zu den Palmen. Er schüttelte den Kopf und

nickte gleichzeitig. »Man bräuchte besondere Waffen. Mit Schwertern kann man ihnen die Köpfe abschlagen, oder man kann ihnen Kugel zwischen die Augen schießen. Dann nimmt man ihnen das untote Leben.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»So erzählt es eine alte Legende.«

»Und woher kennst du sie?«

»Man hat mir davon berichtet. Mein Vater hatte es von seinem Vater. Und der wiederum von seinem und so weiter. Sie haben vor den lebenden Toten der Wüste immer gewarnt. Wenn sie ihre kalten Gräber verlassen, ist es Zeit zu fliehen.«

Nach diesen Worten herrschte für eine Weile tiefes Schweigen. Bis jemand sagte: »Leider haben wir keine Waffen. Oder nur wenige alte Gewehre. Wir würden uns kaum gegen sie verteidigen können.«

»Das weiß ich«, erwiderte Kesefel. »Deshalb riet ich euch zur Flucht.«

»Wann sollen wir fliehen?«

»Noch heute. Wenn die Sonne aufgeht, müßt ihr eure Sachen gepackt haben. Schafft ihr das nicht, werdet ihr euch den lebenden Leichen stellen müssen. Es sind fremde Soldaten. Vielleicht haben sie noch Waffen. Dann werden sie töten…«

Der Bürgermeister oder Chef unterbrach Kesefel durch ein hartes Räuspern. »Ich möchte von euch wissen, wer dem Vorschlag unseres Freundes zustimmt! Hebt den Arm, wenn ihr die Oase verlassen wollt.«

Niemand rührte sich. Dafür stellte jemand eine Frage. »Wo sollen wir denn hin?«

»In die Berge«, erwiderte Kesefel. »Dort gibt es viele Höhlen und zahlreiche Verstecke. Ihr könnt bei den befreundeten Stämmen Unterschlupf finden, bis das Grauen vorbei ist.«

»Und wenn sie uns folgen?«

»Müßt ihr zusammen mit den Männern der Berge kämpfen. Einen anderen Rat kann ich euch nicht geben. Tut euch selbst den Gefallen, und nehmt ihn an. Sagt den Frauen, daß sie die Habseligkeiten zusammenpacken sollen. Holt die Kamele, gebt ihnen noch einmal Wasser, füllt selbst eure Wassersäcke, denn es wird eine lange Flucht.«

»Du redest wie ein Prophet«, sagte jemand.

»Vielleicht bin ich auch einer.« Die Antwort des Alten klang schlicht. Er hatte genug gesagt, drehte sich um und ging davon. Sein Gesicht verschwand in den schwarzen Schatten zwischen den Hütten und den hohen Palmenbäumen.

Die Männer schauten ihm nach. Den meisten unter ihnen war es unwohl. Die Warnung hatten sie genau verstanden, und es gab auch keinen, der über die Worte und Mahnungen des alten Kesefel lächelte. Die Lage war zu ernst.

Die Entscheidung hatte jetzt der Bürgermeister und Vorbeter. Er nickte, bevor er seine Anordnung gab. »Wir werden zunächst beten und dann unsere Habseligkeiten packen. Möge Allah uns vor einem Schrecken bewahren…!«

***

Die Motoren arbeiteten ruhig, und auch der einheimische Pilot machte auf Suko, Colonel Cramer und mich einen vertrauenerweckenden Eindruck. Unter uns lag eine Wüste, die schon einem düsteren, gefährlichen Meer glich.

Unser Job stand fest.

Wir sollten herausfinden, ob dieser alte Bomber tatsächlich mit lebenden Toten besetzt gewesen war. Die tunesische Regierung hatte mitgespielt, uns eine Sondererlaubnis gegeben, und so konnten wir uns dort umschauen, wo man die Maschine gesichtet und fotografiert hatte.

Über uns lag ein sternenklarer Himmel. So wunderbar anzuschauen, wie man ihn eigentlich nur über Bergen oder Wüsten fand. Ich hatte das Gefühl, in die Unendlichkeit des Raumes sehen zu können.

Auch meinem Freund Suko, der voller Tatendrang steckte, erging es nicht anders.

Suko brauchte wieder Action. Zu lange hatte er den Aufpasser gespielt. Er war gewissermaßen das Kindermädchen für Johnny Conolly gewesen, während der Teufel Sheila entführt hatte und in der Hölle festhielt. Es lagen wirklich schlimme Zeiten hinter uns. Für mich glich es noch jetzt einem Wunder, daß wir Sheila überhaupt hatten befreien können. Das verdankte ich meinem Kreuz. Es hatte seine volle Kraft ausgespielt und den Teufel wieder in die Tiefe der Hölle zurückgeschleudert.

Die Maschine hatte uns das tunesische Militär zur Verfügung gestellt, und der Pilot stand im Range eines Majors. Ein harter Bursche, dem der dunkle Sichelbart ein verwegenes Aussehen gab. Bewaffnet waren wir auch. Maschinenpistolen lagen ebenso bereit wie Handgranaten. Ich hoffte, daß sich alles als Irrtum herausstellte und wir nicht einzugreifen brauchten, denn sollte die Besatzung des Bombers tatsächlich aus Zombies bestehen, konnte es uns schlechtgehen.

Colonel Cramer und Suko suchten den Himmel ab. Sie hielten die starken Nachtgläser gegen ihre Augen und schauten nach, ob sich irgendwo eine Maschine zeigte.

Bisher hatten wir nichts gesehen.

Den Kurs überließen wir dem einheimischen Piloten. Er kannte sich bestens aus und flog weite Kreise, um soviel wie möglich einzufangen. Manchmal schaltete er auch die beiden Suchscheinwerfer ein. Die breiten Finger glitten schräg in die Tiefe und tasteten über den

welligen Wüstenboden.
Es gab nicht nur Sand. Wir sahen auch harte Felsen, Berghänge, Dünen, Ebenen, und weit in der Ferne stand wie eine Mauer ein gewaltiges Gebirge.
Wenn wir die Ebenen abgesucht hatten, wollten wir uns die Berge vornehmen, obwohl die Chancen, eine Maschine dort zu finden, gering waren, denn die einzelnen Formationen waren einfach zu unübersichtlich.
Suko ließ sein Glas sinken und schaute mich an. »Nichts«, sagte er. »Wie ausgestorben.«
Ich blickte auf die Uhr. »Wir haben noch nicht Mitternacht.«
»Was hat das denn damit zu tun?«
»Ganz einfach. Die Maschine wurde zumeist um diese Zeit gesichtet.«
»Aber man hat nicht gesehen, wo sie startete?«
»Nein.«
Suko und ich saßen tiefer in der Maschine, während der Colonel und der Pilot in der Kanzel ihre Plätze gefunden hatten. Unser Pilot hörte auf den Namen Jules. Seine Mutter liebte Frankreich und hatte ihm deshalb diesen Vornamen gegeben.
Er schaltete die Scheinwerfer aus, und wir stachen wieder in das seltsame blaue Dunkel hinein. Es verschluckte unsere Maschine, die einem fliegenden Schatten glich, an dem hin und wieder die Positionsleuchten rot aufglühten und blinkten.
Die Wüste war still. Wir sahen überhaupt kein Leben. Unter uns schien eint erstarrtes Meer zu liegen, das von der Kälte der Nacht heimgesucht wurde und darauf wartete, in der Tagessonne wieder aufgeheizt zu werden.
Der Pilot änderte den Kurs. Er flog einen großen Bogen und näherte sich der gewaltigen Bergkette, die, von uns aus gesehen, im Norden lag. Kaum war der neue Kurs eingeschlagen, als sich Colonel Cramer umdrehte und uns anschaute.
»Wir müssen dort nachsehen. Nach unseren damaligen Informationen ist die Maschine nahe der Berge abgestürzt oder notgelandet. Vielleicht steigt sie da wieder auf.«
»Meinetwegen«, erwiderte ich.
Unsere Maschine war ziemlich schnell und auch wendig. Sie würde einem schwerfälligen Bomber immer entkommen, wenn es hart auf hart ging. Minutenlang schwiegen wir. Jeder schaute nach vorn und hing seinen eigenen Gedanken nach.
Meine waren nicht gerade optimistisch. Ich dachte an den Golem. Auch ihm hatten Soldaten zur Seite gestanden. Bill Conolly und ich waren von ihnen gehetzt worden, und meinen Freund hatten sie mit ihren weittragenden Gewehren erwischt.
Obwohl wir ziemlich schnell flogen, rückten die Berge kaum näher.

Sie blieben in der Ferne und wirkten wie bizarre, unheimliche Schatten in einer fremden Welt.

Kein Licht blinkte, und auch unter uns sahen wir keinen Feuerschein, der die Wüstennacht erhellte.

Das gesamte Gebiet schien ausgestorben zu sein.

»Da ist was!«

Colonel Cramers Stimme klang ruhig, obwohl er sicherlich ebenso erregt war wie ich.

Ich nahm Suko das Glas aus der Hand. »Wo?«

»Schauen Sie auf die Berge. Da wird Ihnen ein Felsen auffallen, der wie eine gewaltige Faust wirkt, die zahlreiche Höcker aufweist. Kurz vor dem Berg habe ich den Schatten gesehen, und er bewegt sich. Ob es ein Flugzeug ist, kann ich noch nicht feststellen; auf jeden Fall bewegt es sich in der Luft.«

Während ich der Erklärung des Colonels lauschte, starrte ich durch das Glas. Es vergrößerte gut, und ich entdeckte den Schatten nahe der dunklen Bergwände.

Das war ein Flugzeug!

»Und?« Suko fragte mich.

»Ich sehe das Ziel.«

»Ist es ein Flugzeug?«

Jetzt gab Cramer die Antwort. »Ja, wir haben die gesuchte Maschine vor uns. Ich kann das Modell schon erkennen. Es ist tatsächlich der Transporter aus dem Krieg. Mein Gott, wie ist das nur möglich?«

Von uns konnte er keine Antwort erwarten. Ich reichte Suko das Glas, und ich selbst konnte das Zielobjekt mit dem bloßen Auge erkennen. Es war ein schwerfällig wirkendes Flugzeug, das Kurs auf uns hielt.

Unsere Maschine gewann an Höhe. Sehr sicher steuerte der Pilot das Flugzeug, änderte den Kurs und flog einen Bogen, denn er wollte in den Rücken der anderen Maschine gelangen.

Das bereitete uns keine großen Schwierigkeiten. Allein unsere Geschwindigkeit reichte aus, um innerhalb weniger Minuten die Position zu erreichen, die wir haben wollten.

Der Bomber flog unter uns.

Kein einziges Positionslicht glühte. Wie ein schwarzer, unheimlicher Totenvogel wirkte er, als er durch die Nacht glitt und seine Propeller vor den Tragflächen wirbelnde Kreise hinterließen.

»Behalten Sie die Geschwindigkeit bei!« ordnete Cramer an.

Jules nickte nur.

Wir flogen den gleichen Kurs wie der schwarze Bomber unter uns. Wie eine Fliege klebten wir über seinem Rücken.

Ich wußte nicht, was der Colonel vorhatte, ich aber wollte etwas unternehmen und die Besatzung, falls es tatsächlich eine gab, aus der

Reserve locken.

»Colonel!« rief ich nach vorn in das offene Cockpit hinein. »Wollen wir nicht auf gleiche Höhe gehen?«

»Das hatte ich auch vorschlagen wollen.«

Der Pilot hob nur den Arm zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Er wurde langsamer, und wir konnten sehen, wie der düstere Bomber unter uns hinwegglitt.

Dann schmierten wir fast ab, als sich unsere Maschine über die linke Tragfläche neigte, jedoch schnell wieder gefangen wurde, an Geschwindigkeit gewann und sich sehr rasch mit dem schwarzen Bomber auf einer Höhe befand.

Was nun folgte, erforderte das gesamte Können des Piloten. Er wollte neben dem Bomber herfliegen, die Geschwindigkeit beibehalten, so daß wir aus unserer Maschine durch die Fenster in die andere hineinsehen konnten.

Zum Glück gab es in dieser Höhe keine Turbulenzen. Ein sehr ruhiger Flug lag vor uns.

Noch ein wenig mußte Jules anziehen, dann hatten wir unser Ziel erreicht.

Der schwarze Bomber aus dem letzten Weltkrieg flog jetzt rechts von uns. Wir hielten uns dicht und ein wenig versetzt hinter seiner linken Tragfläche, sahen auf die andere Maschine und konnten auch die kleinen Fenster erkennen sowie den Ausstieg.

Mehr war noch nicht zu sehen. Die Maschine hatte im Laufe der langen Jahre gelitten. Die Außenhaut war durch die Witterung regelrecht gegerbt worden. Da gab es keinen Lack, und der Anstrich bestand auch nur mehr aus großen Flecken.

Es war ebenfalls verdammt schwer, einen Blick durch die Fenster zu werfen. Dicker Schmutz bedeckte die Scheiben, und dennoch, wir konnten Bewegungen hinter den schmutzverklebten Scheiben sehen.

Da war nichts mehr ruhig. Hin und wieder tauchten seltsame Flecken auf, die in ebenso regelmäßigen Abständen wieder verschwanden.

Waren es Gesichter?

Ich schluckte. Gleichzeitig zog sich mein Magen ein wenig zusammen. Verdammt, das konnte heiter werden. Die Besatzung hatte den Absturz oder die Notlandung sicherlich nicht 40 Jahre überlebt.

Und wenn, dann als lebende Leichen.

Ein von Zombies gesteuertes Flugzeug.

Keine Sache, die mich jubeln ließ.

Jules war eine Wucht. Er hielt exakt die Geschwindigkeit bei, die der Bomber flog, so daß wir in aller Ruhe beobachten konnten.

Colonel Cramer erhob sich von seinem Sitz. In unserer Maschine brannte nur die Notbeleuchtung.

Dennoch glaubte ich, die käsige Farbe im Gesicht des Offiziers sehen

zu können. Cramer hielt die Lippen zusammengepreßt, seine Wangenmuskeln zuckten, und er nickte langsam.

»Was ist?« fragte ich.

»Das sind sie.«

»Die Besatzung?«

»Ja.« Neben uns ging er in die Hocke. »Ich bin mir ziemlich sicher, Gentlemen.«

»Und woher nehmen Sie diese Sicherheit?« erkundigte sich Suko.

Cramer sagte: »Vor unserem Start habe ich in alten Archiven nachgesucht und die persönlichen Unterlagen der ehemaligen Besatzung gefunden. Unter anderem befanden sich dort auch Paßbilder.«

»Aber die Leute haben sich verändert.«

»Auch als Zombies?«

Eine gute Frage, die ich nicht unbedingt beantworten konnte. Sollten es tatsächlich Zombies sein, so waren sie bestimmt nicht gealtert, womöglich aber verfault oder zum Teil zerfallen.

»Ich rätsle nur über das Motiv, das sie immer wieder auf einen Erkundungsflug treibt«, sagte der Colonel.

»Welchen Auftrag hatten sie denn vor 40 Jahren?« fragte ich.

»Feindliche Stellungen anzugreifen und zu zerbomben.«

»Haben sie es geschafft?«

»Keine Ahnung. Der Kontakt jedenfalls brach ab.«

Suko hatte während unserer Unterhaltung nur aus dem Fenster geschaut und beobachtet. »Da scheint sich etwas zu tun?« sagte er plötzlich.

»Wieso?«

»Die Zombies sammeln sich.«

»Vielleicht wollen sie aussteigen«, bemerkte Cramer und fügte ein Lachen hinzu.

Das hätte er sich sparen können, denn die Zombies trafen tatsächlich Anstalten, das Flugzeug zu verlassen. Von innen wurde der Ausstieg aufgerammt.

Es war ein wuchtiger Schlag, mit dem die Tür aufging. Der Fahrtwind mußte kalt und hart in die Maschine fegen. Er wirbelte etwas vom Boden hoch, das er anschließend nach draußen schleuderte.

Wir hatten dafür keinen Blick, sondern starrten allesamt auf den offenen Ausstieg.

In der Tür hockte jemand. Die Gestalt hatte die Arme ausgebreitet und umklammerte mit beiden Händen zwei Haltegriffe. Es war genau die Position, wie sie Fallschirmspringer vor dem Sprung einnahmen.

Mein Blick glitt über den Mann.

Er trug noch seine Uniform, zerfetzte Soldatenkleidung und auf dem Schädel ein Stahlhelm.

Auf dem Rücken befand sich ein verschnürtes Paket, der Fallschirm. Das alles war für mich zweitrangig. Mein Blick wurde wie magisch von dem Gesicht angezogen, das sich unter dem Helm befand.

Es war die verweste Fratze einer lebenden Leiche!

***

Jetzt hatten wir den Beweis!

Die Besatzung dieses Bombers bestand nicht aus normalen Soldaten, sondern aus Zombies. Es schien ihnen auch nichts auszumachen, daß eine zweite Maschine parallel zu der ihren flog. Für sie gab es nur das eine Ziel. Und das hieß Absprung.

»O verdammt!« Neben mir stöhnte Colonel Cramer auf und schüttelte den Kopf. »Ich werde noch verrückt.«

»Das brauchen Sie nicht. Wir kennen uns aus.«

»Was haben die vor?«

Ich lachte bissig. »Sind Sie noch nie in Ihrem Leben gesprungen, Colonel?«

»Sie meinen doch nicht im Ernst, daß diese Zombies…?«

»Und ob ich das meine. Sie werden sich wundern, Sir. Mal was ganz Neues. Zombies, die vom Himmel fallen.«

»Aber das geht doch nicht. Die Seide der Schirme hat in all den Jahren gelitten.«

»Warten Sie es ab.«

Suko hatte sich mir genähert. »Ob wir versuchen sollten, sie mit Silberkugeln zu treffen?«

Ich hob die Schultern. »Weiß ich auch nicht. Es wäre vielleicht besser, sie am Boden aufzulesen.«

»Falls wir landen können.«

»Das muß Jules entscheiden.«

Unser Gespräch stockte, denn hinter dem am Ausstieg hockenden Zombie richtete sich eine weitere Gestalt auf. Auch sie trug einen Helm. Darunter sah ich das Gesicht als teigige Masse. Das Wesen hob das rechte Bein, rammte es vor und traf den Rücken des hockenden Zombie.

Ein wuchtiger Tritt. Gleichzeitig auch ein Treffer, der den Start signalisieren sollte. Der erste Zombie ließ die Haltestangen los, wurde vom Windzug gepackt und geriet in grotesk anmutende, torkelnde Bewegungen, während ihn die geballte Kraft des Windes vom Ausstieg weg in die Tiefe riß.

»Der springt tatsächlich!« stöhnte Cramer.

Und wie er sprang. Dabei geriet er in den Sog zwischen den beiden Maschinen. Wir hörten den Schlag, als er die Außenhaut traf. Dann driftete es den Zombie wieder weg. Die Erdanziehungskraft riß ihn in die Tiefe. Wir sahen das dunkle Bündel in der Finsternis verschwinden

und plötzlich einen hellen Fleck, der sehr schnell größer wurde und zu einem Pilz anwuchs.

Ein Fallschirm.

Er hatte sich tatsächlich geöffnet, so daß der Zombie zu Boden schweben konnte.

Und die nächsten folgten.

Anscheinend hatten sie nur gewartet, bis sich bei dem Vorspringer der Fallschirm öffnete. Der Reihe nach warfen sie sich aus dem Flugzeug. Sie hechteten so, als wollten sie ins Wasser springen.

Einige von ihnen hatten ebenfalls Pech und klatschten gegen die Außenwand unserer Maschine, was sie aber nicht weiter störte, denn auf diese Art und Weise waren sie nicht zu töten.

Ein Fallschirm nach dem anderen öffnete sich. Plötzlich flatterten die hellen Pilze durch die Nacht, und die Zombies fielen tatsächlich vom Himmel. Aus der Finsternis stießen sie herab, einem Gelände zu, das einsam, leer und unwegsam war.

Ob sich bei allen der Fallschirm öffnete, wußte ich nicht. Jedenfalls hatten wir nachgezählt und waren auf die Zahl Zehn gekommen.

Zehn lebende Leichen, die aus dem Flugzeug sprangen.

Und die Maschine raste weiter. Steuerlos jagte der Bomber durch die Nacht, denn einen Piloten gab es nicht mehr. Das Flugzeug würde irgendwann ins Trudeln geraten und am Boden zerschellen.

Jules hielt sich tapfer. Er wich nicht um einen Grad von seinem Kurs ab und zeigte auch keine Panikgefühle.

Cramer hielt sich ebenfalls gut. Nur sein Gesicht war seltsam bleich. Auf der Stirn perlten Schweißtropfen. »Das ist ein Alptraum!« Er sprach gegen das Brummen der Motoren an. »Ein verfluchter und verdammter Alptraum ist so etwas.«

»Da sagen Sie was.«

»Und was machen wir jetzt? Wir können doch nicht…«

»Wir müssen sie einfangen«, erklärte Suko.

»Sollen wir abspringen?«

»Vielleicht wäre eine Landung besser«, schlug ich vor.

Das Gesicht des Colonels verzog sich. »Mensch, Sinclair, man merkt, daß Sie kein Soldat sind oder Pilot. Wie wollen Sie da unten landen?«

»Wenn wir abspringen, kommen wir nicht mehr weg. Die Maschine bietet eine gewisse Sicherheit.«

»Der Pilot könnte fliegen und Hilfe herbeiholen«, meinte Suko.

Damit waren wir einverstanden.

»Ich rede mit ihm«, sagte der Colonel. Suko und ich schauten ziemlich trübe aus der Wäsche. »Das sieht nicht gut aus.«

Ich hob die Schultern. »Damit hatten wir rechnen müssen. Ich hoffe nur, daß wir die ungefähre Stelle wiederfinden, wo die Zombies abgesprungen sind.«

Cramer kam zurück. »Wir werden springen«, erklärte er und blieb geduckt im Mittelgang stehen.

»Jules wechselt den Kurs und fliegt ungefähr dorthin zurück, wo die Zombies abgesprungen sind. Zum Glück hat er sich die Position gemerkt.«

Das war gut.

Schon bald entschwand der schwarze Bomber unseren Blicken, denn Jules hatte die Maschine in eine weite Linkskurve gelegt. Vor dem Start waren die Fallschirme überprüft worden. Sie befanden sich in einem tadellosen Zustand.

»Sind Sie schon einmal gesprungen?« fragte Colonel Cramer.

Suko und ich nickten.

»Gut, ich habe trotzdem mehr Erfahrung. Ich werde mich als erster rausstürzen.«

Dagegen hatten wir nichts einzuwenden.

Es war noch nicht soweit. Gespannt standen wir uns gegenüber. Nichts regte sich in unseren Gesichtern. Unsere Züge waren hart und konzentriert. Wir wußten, was uns erwartete.

Es war nicht normal, daß wir sprangen. Ein gewisses Risiko barg jeder Sprung, und wir warteten auf die Meldung des Piloten.

Die traf bald ein.

Über Bordlautsprecher gab er uns bekannt, daß die Position erreicht war und er jetzt kreisen würde.

»Roger!« rief der Colonel.

Wir machten uns bereit. Cramer hatte direkt am Ausstieg seinen Platz gefunden. Suko stand dahinter, ich wollte als letzter springen.

Fünfzehn Sekunden vergingen. Ich atmete einige Male tief ein und hoffte, die Dinge hinter mich bringen zu können.

»Achtung!«

Wir hörten das Kommando. Der Colonel wußte Bescheid. Er löste die Sicherung, rammte den Ausstieg auf, während der Pilot die Geschwindigkeit stark verringert hatte.

Dennoch hätte uns der hereinschießende Fahrtwind fast von den Beinen gerissen.

Nur mühsam konnten wir uns halten.

Cramer stieß einen Schrei aus. Gleichzeitig gab er sich Schwung, und plötzlich sahen wir ihn draußen in der Luft. Er überschlug sich, war zu einem schwarzen Paket geworden und verschwand in der Finsternis.

Als nächster folgte Suko.

Er wartete noch einige Sekunden und war plötzlich vor mir verschwunden, so daß mich der Wind voll packen konnte. Noch klammerte ich mich fest. Meine Kleidung knarrte. Gepäck und Fallschirm drückten. Ich hatte das Gefühl, tief unter mir zwei helle Pilze in der Luft schweben zu sehen, und zögerte nicht mehr länger.

Der Sprung!
Ich schrie. Es war eine automatische Reaktion, denn mich packten Kräfte, denen ich nichts entgegenzusetzen hatte. Dabei war ich versucht, die Reißleine zu ziehen, mußte mich hart zusammenreißen, denn ich dachte an das alte Springergebot, die Leine nicht zu früh zu lösen.
Wie ein Stein raste ich nach unten.
Sehen konnte ich nichts. Die Dunkelheit umfing mich. Über mir vernahm ich das Brausen der davonfliegenden Maschine. Ich hatte schon oft genug Dimensionsreisen gemacht, doch dieser Sprung war einfach anders. Bei Dimensionsreisen und einem Eintauchen in den Tunnel der Zeit gab es nur eben den Schacht.
Hier umtobte mich die Luft, und das heulende Geräusch hüllte mich ein.
Ich hatte auch vergessen zu zählen, hoffte nur, daß ich tief genug war, und zog an der Leine.
Zunächst tat sich nichts. Mein Herz klopfte bereits schneller, als es geschah.
Ein heftiger Ruck packte mich. Für einen Moment dachte ich daran, daß meine Arme vom Körper gerissen würden, so sehr wuchtete es mich wieder hoch. Gleichzeitig vernahm ich das Knattern, als der windige Gegendruck unter die Schirmseide schoß.
Über mir schwebte der weiße Pilz.
Ein halbkugelförmiges Gebilde, durch mehrere Leinen mit meinem Körper verbunden. Es trug mich sanft und auf irgendeine Art und Weise wunderbar dem Erdboden entgegen, wo Suko und der Colonel hoffentlich schon warteten.
Vor Sekunden noch hatte ich das Gefühl gehabt, in der Luft zu stehen, denn im Vergleich zum freien Fall segelte ich tatsächlich langsam dem Boden entgegen.
Nun aber kam mir die Geschwindigkeit sehr hoch vor, und als ich nach unten blickte, sah ich, daß der Boden so eben nicht wahr. Keine flache glatte Wüste, sondern ein Wechselspiel aus Dünen, Hügeln und Tälern. Zwischen ihnen hoben sich oft seltsame Gegenstände vom Boden ab. Felsen, über die der Wind feinen Sand geweht hatte.
Auf einem solchen wollte ich nicht gerade landen und sorgte dafür, daß mein Körper in Schwingung geriet und ich mehr nach links getrieben wurde, wo es diese Fallen nicht gab.
Klappte es - klappte es nicht?
Es war ein Versuchsballon, und plötzlich näherte sich der Boden verdammt schnell.
Landung.
Ein Aufprall. Ich wollte laufen, doch der Sand schien mich zu schlucken. Bis zu den Knien war ich in das weiche Zeug eingedrungen,

konnte deshalb nicht laufen, aber der Pilz riß mich weiter, so daß ich der Länge nach hinfiel.

Ich blieb liegen, wurde noch ein Stück mitgeschleift, wirbelte selbst den Sand zu gewaltigen Wolken in die Höhe und spürte ihn auf der Zunge.

Endlich sank die Seide ineinander. Ich löste mich vom Fallschirm und schaute erst einmal nach, ob ich mir nichts gebrochen oder verstaucht hatte.

Alles okay.

Erleichtert atmete ich die kalte Luft ein. Es war kaum zu fassen, daß es in der Wüste nachts so kalt werden konnte. Das alles war aber im Augenblick zweitrangig. Für mich allein zählten meine Freunde. Die mußte ich finden, denn zusammen wollten wir Jagd auf die zehn Zombies machen.

»Johhnnn!«

Der Ruf hallte durch die Wüstennacht. Die Stimme hatte ich erkannt. Sie gehörte meinem alten Freund Suko.

Ich rief zurück. Dennoch dauerte es eine Weile, bis wir uns gefunden hatten.

Colonel Cramer befand sich bei meinem Freund. »Alles überstanden, Oberinspektor?« fragte er knapp.

»Klar.«

»Dann können wir suchen.«

»Und wo?«

Ich hatte die Frage zwar mit einem leichten Grinsen auf den Lippen gestellt, denn die Wüste war verdammt groß, und suchen konnten wir in allen vier Himmelsrichtungen.

»Eine gute Frage«, gab Cramer zu. Er drehte sich, schaute in die Dunkelheit und hörte Sukos Vorschlag.

»Vielleicht schauen wir mal nach den Fallschirmen der Zombies. Die müßten wir doch finden.«

»Habt ihr keine gesehen?« fragte ich.

»Nein.«

»Dann los!« Cramer steckte voller Tatendrang und ging als erster. Unsere Suche begann, und damit bekamen wir auch einen ersten Eindruck einer Wüstenwanderung.

Das war wirklich kein Spaziergang. Zwar bestand die Wüste nicht nur aus Sand, sondern auch aus festem Untergrund, doch oft genug gerieten wir in regelrechte Sandlöcher, die in der Dunkelheit kaum zu sehen waren. Vor unseren Lippen dampfte der Atem. Unsere Hände wurden klamm. Über uns und unendlich fern glitzerten unzählige Sterne, die ihr kaltes Licht auf dem samtblauen Himmel verteilten.

Wir ließen dem Colonel die Führung. Er steuerte einen Hügel an, der an der Westseite, die wir nahmen, eine lange Dünung zeigte. Wir

hatten unsere Schwierigkeiten, den Hügel zu erklimmen, rutschten ein paarmal zurück, doch als wir den Rand erreichten und nach vorn schauten, entdeckten wir das, was wir suchten.

Fallschirme!

Die Zombies hatten es tatsächlich geschafft und waren in einem flachen, mit Steinen übersäten Talkessel gelandet. Einige Leinen hatten sich an den großen Felsen verfangen. Der Wind spielte mit den Schirmen, blähte welche von ihnen auf oder trieb sie, falls sie sich nicht festgehakt hatten, ein paar Yards weiter.

»Nicht schlecht, Herr Specht!« murmelte ich.

»Was sagten Sie?«

Ich winkte ab. »Nichts, Colonel, gar nichts. Lassen Sie uns nach Spuren suchen. Der Wind wird sie ja hoffentlich nicht alle zugedeckt haben, wie mir scheint.«

»Das denke ich auch.«

Wir rutschten den schrägen Hang hinunter und erreichten die Mitte des kleinen Talkessels.

Schweigen umgab uns. Die fast fühlbare Stille einer Wüstennacht. Selbst der Wind war hier nicht zu spüren.

Wir blieben stehen und schauten uns um. Sukos Gesicht verzog sich dabei, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

»Hast du was?« fragte ich ihn.

»Hier gefällt es mir nicht.«

»Denkst du, mir?«

»Das meine ich nicht. Ich werde das Gefühl nicht los, daß man uns beobachtet.«

»Wer?«

»Die Zombies vielleicht.«

»Du meinst, daß sie nicht alle…?«

»Schauen wir uns mal um!« sagte Cramer und stiefelte los. Er wollte jeden Fallschirm untersuchen.

Sein Vorschlag war nicht schlecht. Auch Suko und ich gingen.

Wir trennten uns.

Zehn Zombies waren abgesprungen. Und zehn Schirme entdeckten wir, auch wenn einige von ihnen ziemlich weit abgetrieben worden waren.

Colonel Cramer hatten wir beide aus den Augen verloren, bis wir seinen Schrei hörten.

Ich stand dem Offizier am nächsten. Im Herumwirbeln sah ich, daß er seine Arme hoch in die Luft warf und dann zu Boden fiel. Vor ihm aus dem Schatten eines Felsens kroch eine Gestalt, die dort gelauert hatte. Mondlicht fiel in die Senke. Es war zwar nicht sehr hell, dennoch konnte ich erkennen, daß auf Cramer ein Zombie gelauert hatte und den Colonel am Bein festhielt.

Cramer fluchte. Er zog seine Waffe und schoß. Ich sah im Laufen das fahle Mündungslicht, der Zombie zuckte auch zusammen, aber er war nicht erledigt.

Im Gegenteil! Sein verfaulter Körper wuchtete auf Cramer zu, traf ihn und drückte den Offizier zu Boden.

Dann war ich da!

Zum ersten Mal sah ich den Zombie aus der Nähe. Eine Ausgeburt der Hölle. Widerlich anzusehen mit seiner zerfetzten Schulter, wo ihn die Kugel getroffen hatte. Er besaß nur ein Bein, der Helm auf seinem Schädel saß so schief, daß die verfilzten Haarsträhnen an einer Seite bis über die Ohren hingen.

Augen und Maul waren aufgerissen, und eine Klauenhand versuchte, nach Cramers Kehle zu greifen.

Ich riß dem Colonel die Waffe aus der Hand und setzte den Revolver genau an die richtige Stelle.

Dann drückte ich ab.

Diesmal kam der Zombie nicht davon. Die Kugel hatte sein untotes Leben zerstört.

Langsam kippte er auf die Seite, wobei er noch auf meine Fußspitzen rollte und ich die Füße unter seinem Körper wegziehen mußte. Der Colonel starrte mich an. Sand klebte in seinem schweißnassen Gesicht. Als ich ihm beim Aufstehen helfen wollte, schüttelte er nur den Kopf, drehte sich und kam selbst auf die Füße.

»Herr im Himmel!« flüsterte er. »Das war verdammt hart.«

»Wissen Sie nun, was uns bevorsteht?« fragte Suko, der herbeigekommen war.

»Ja, das weiß ich.«

»Neun sind noch übrig«, erklärte ich und gab Cramer die Waffe wieder. »Mit diesem hier hatten wir leichtes Spiel. Er war zu stark behindert. Aber glauben Sie nur nicht, daß Zombies nicht eine gewisse Bauernschläue besitzen. Sie können zwar nicht denken, aber ihr unheilvoller Trieb treibt sie an gewisse Plätze zurück, die in ihrem menschlichen Dasein oft eine Rolle gespielt haben.«

Cramer wischte über sein Gesicht. »Fragt sich nur, wo dann die anderen hingelaufen sind. Welche Plätze können denn damit wohl gemeint sein?«

Ich hob die Schultern.

»Also eine Suche ins Leere.«

»Ich habe Spuren gefunden«, sagte Suko. »Sie weisen in nördliche Richtung.«

»Da liegen die Berge.«

»Warum auch nicht, Sir?«

»Wenn Sie meinen, daß die Zombies…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn wie auch wir hatte er ebenfalls

Schüsse gehört.
Zwar sehr entfernt, aber genau zu vernehmen. Und auch die Richtung hatten wir festgestellt.
In diesem Talkessel hielt uns nichts mehr. Die Zombies mußten gestoppt werden. Koste es, was es wolle…

***

Männer, Frauen und Kinder hatten die Oase verlassen. Es war gut so, daß sie den Ratschlägen folgten, denn die lebenden Toten würden kommen. Davon war Kesefel fest überzeugt. Als einziger war er in der Oase zurückgeblieben und hatte den langen Tag zwischen den Bäumen, Häusern und den kleinen Gärten verbracht.
Auf irgendeine Art und Weise spürte er, daß es der letzte Tag in seinem Leben war. Sehr oft hatte er Mond und Sonne gesehen, war fasziniert gewesen von dem Kreislauf der Natur und gehörte zur Wüste wie der Wind.
Es war seltsam, durch die leere Oase zu schreiten. Über ihm stand schräg die Sonne. Sie brannte erbarmungslos auf die kleine Oase nieder und trocknete alles aus, wenn es nicht bewässert wurde.
Die Gräben war stillgelegt. Niemand brauchte in einem verlassenen Ort Wasser auf die Felder zu leiten.
Kesefel ging in seine Hütte. Früher hatte er den Raum mit seiner Frau und den drei Söhnen geteilt.
Sie waren längst in der großen Stadt, und die Mutter lebte nicht mehr.
Einmal hatten ihn die Söhne besucht.
Da unterschieden sie sich nicht mehr von den übrigen Touristen. Sie trugen die gleiche Kleidung wie sie und hatten den gierigen Blick in den Augen. Auch die Waffen hatte der Vater bei ihnen gesehen. Schwere Revolver, durch die Schöße der Jacketts nur unvollständig verdeckt.
Mit dem Rücken lehnte sich der Alte gegen die Wand. Er wartete darauf, daß die Hitze des Tages schwand, die Dämmerung kam und der Kühle der Nacht Platz schuf.
Und die Zeit verging.
Stunde reihte sich an Stunde. Die Sonne wanderte weiter. Sie schien in das Wüstenmeer eintauchen zu wollen, nahm eine andere Farbe an und erinnerte an einen Ball aus feuriger Glut.
Länger wurden die Schatten. Der erste kühle Wind strich durch die Oase und bewegte die Blätter der Bäume. Er brachte einen würzigen Geruch mit. Möglicherweise war es dieser Geruch, der den alten Kesefel weckte. Noch immer hockte er an der Wand, diesmal eingehüllt in den langen Schatten.
Kesefel stand auf.

Für einen Moment blieb er stehen, reckte sich und schaute zur Tür. Er hatte sie nicht geschlossen, konnte durch das offene Rechteck nach draußen sehen und entdeckte keine Menschenseele. Alles war leer. Stille lag über der Oase. Die Flüchtlinge hatten auch das Vieh mitgenommen.

Kesefel drehte sich, ging zur Tür und blieb dort für einen Moment stehen. Feine Staubschleier lagen in der Luft. Der Wind brachte sie mit. Grüße aus der Wüste. Irgendwann würde alles versanden, das war Kesefel klar. Aber was sollte es? Dann lebte er wahrscheinlich nicht mehr.

Er wanderte durch die Gärten, nahm am Brunnen einen Schluck Wasser.

Kesefel hatte sich vorgenommen, den Platz einzunehmen, an dem er immer saß. Von dort aus konnte er in die Wüste schauen und sehen, wann sie kamen.

Und so wartete er.

Stunde um Stunde verrann.

Es war längst dunkel geworden, als er wieder das ihm so bekannte Geräusch vernahm.

Ein dumpfes, gleichmäßiges Brummen, das sich über den gesamten dunklen Himmel verteilt zu haben schien.

Sie flogen wieder!

Er schaute in die Höhe und gleichzeitig nach vorn. Noch konnte er den großen Schatten des stählernen Vogels nicht sehen, aber er sah einen anderen Schatten.

Ebenfalls den eines Flugzeugs!

Kesefel war plötzlich durcheinander. Er begriff nicht mehr, was das zu bedeuten hatte.

Zwei Flugzeuge so plötzlich?

Weshalb? Aus welchem Grund? Kesefel fühlte so etwas wie Hoffnung in sich aufkeimen, die allerdings schnell verschwand, denn er sagte sich, daß gegen die Zombies kein Kraut gewachsen war.

Aber die zweite Maschine blieb. Dies machte Kesefel stutzig, und er beobachtete, so gut es ihm möglich war. Er sah auch den unheimlichen stählernen Vogel, wie er über die Weite der Wüste schwebte, doch das war schon alles.

Schließlich entschwanden beide Maschinen seinen Blicken, und er wußte nicht mehr, was er davon halten sollte. Seine Augen waren noch immer scharf. Er glaubte sogar, etwas Helles in der Luft zu sehen, das langsam verschwand.

Dann verstummte auch das Dröhnen. Weder von dem einen noch vom anderen Flugzeug war etwas zu hören. Als hätte sie der Himmel verschluckt, so still war es geworden.

Kesefel hob seine mageren Schultern. Die Augen blickten seltsam

verwirrt, auf seinen Wangen zuckte es. Er verstand nicht, was da vorgegangen war, aber wenn die Toten kamen, dann mußten sie das Flugzeug verlassen.

Der Alte erinnerte sich wieder an die hellen Flecken. Er hatte noch die Erinnerung an den Krieg.

Damals hatte er die hellen Flecken, die sanft zu Boden fielen, ebenfalls gesehen.

Man nannte sie Fallschirme.

Und die Männer, die an ihnen hingen, waren die sogenannten Fallschirmspringer.

Ob die Zombies so etwas auch schafften?

Nicht nur wegen der Kälte bekam er eine Gänsehaut. Auch deshalb, weil er an die lebenden Toten dachte, deren Kommen er nicht mehr ausschließen wollte.

Er starrte in die Wüste.

Wie immer hatte er seinen Platz am Rand der Oase eingenommen. Das erstarrte Meer lag vor ihm.

Es hatte sich nichts verändert im Vergleich zur vergangenen Nacht. Bei einem Sandsturm wäre so etwas anders gewesen. Danach lag oft eine völlig andere Landschaft vor den Blicken des Betrachters.

Kein Laut schwebte dem Alten entgegen. Er wartete, er lauschte - und hörte die Geräusche.

Schwarz schimmerte der Untergrund. Darüber der dunkelblaue Himmel mit seinen zahlreichen Sternen. Trotz der dunklen Farbe zwei Kontraste. Und auf dem Kamm eines Hügels hob sich noch etwas Dunkles ab.

Eine Gestalt stand dort.

Der Zombie!

Er mußte es einfach sein. Für den Alten gab es keine andere Möglichkeit. Kesefel stand auf, damit er besser sehen konnte. Das Licht in der Nacht wirkte seltsam klar, es schärfte sogar die Konturen.

Aus diesem Grunde hob sich die Gestalt auch so scharf von der runden Hügelkuppe ab. Als Kesefel so genau hinschaute, da wurden wieder Erinnerungen in ihm wach.

Er dachte lange zurück.

40 Jahre war es her, da donnerten die Kanonen, da fuhren die Panzer durch die Wüste, warfen Flugzeuge Bomben und starben Männer. Männer, die ähnlich aussahen wie diese uniformierte Gestalt.

Es war ein Soldat, der auf der Hügelkuppe seinen Platz gefunden hatte. Sogar einen Helm trug er noch und die Reste einer völlig zerschlissenen Uniform.

Wie er da stand, erinnerte er an ein Denkmal. Nichts regte sich bei ihm, er wartete lauernd und starrte auf die Oase.

Kesefel hatte sich in den Schatten gestellt. Er wollte nicht unbedingt

sofort gesehen werden und weiterhin abwarten, denn er konnte sich nicht vorstellen, daß dieser lebende Tote allein gekommen war.

Dies stimmte auch.

Die anderen krochen von der verdeckt liegenden Seite des Hügels ebenfalls dem Kamm entgegen.

Sie überwanden die Strecke auf Händen und Füßen und stellten sich nebeneinander auf.

Etwa drei Minuten dauerte es, bis sie eine Reihe gebildet hatten. Nebeneinander blieben sie stehen, starrten den Hügel hinab und damit auf die Oase, wo sie von Kesefel beobachtet wurden.

Einige von ihnen trugen noch Waffen bei sich. Sie hatten die Gewehre umgehängt, erinnerten an völlig normale Soldaten, nur als sich ihr Anführer in Bewegung setzte, konnte der Betrachter erkennen, daß mit ihnen einiges nicht stimmte.

Sie hatten einen wankenden, torkelnden Gang. Ihre Körper schwankten von einer Seite auf die andere. Sand und Staub stoben in die Höhe, als sie den Hügel hinabrutschten, um die Oase zu erobern.

Das Grauen näherte sich mit einer nahezu tödlichen Präzision. Durch nichts waren sie aufzuhalten.

Wenn die torkelnden Gestalten das Gleichgewicht nicht halten konnten und zu Boden stürzten, stemmten sie sich sofort wieder ab und kamen in die Höhe. So wankten sie weiter.

Schritt für Schritt näherte sich das Verderben.

Kesefel hatte sich zurückgezogen. Er wußte ja, was ihm bevorstand, und er überlegte krampfhaft, ob es ihm gelang, die Zombies aufzuhalten. Sie würden dem Geruch der Menschen folgen. Sie kannten keinen Durst, keine Erschöpfung, denn sie waren keine Menschen mehr im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern wurden von einer unheimlichen Kraft angetrieben, die nie zu existieren aufhörte.

Der Alte hastete über einen schmalen Weg zurück. Jeder Pfad innerhalb der Oase führte auf irgendeine Art und Weise zum Brunnen, denn er bildete den Mittelpunkt.

Um ihn herum standen die Gemeinschaftshütten. Das kleine Gebetshaus befand sich ebenfalls in der Nähe.

Es hatte zwei Eingänge. Durch den hinteren schlüpfte der alte Kesefel. Er befand sich in einer anderen Welt. Die peinliche Sauberkeit fiel auf. Die Teppiche, die den Gebeten dienten, und die Gebetsnischen mit den filigranen Stuckverzierungen.

Kesefel ging auf einen kleinen Schrank zu, der mit Goldlack überzogen war und zwei Türen hatte.

Eine Tür öffnete der Alte.

Er griff in den Schrank und fand die beiden Pistolen, die er vor mehreren Abenden hier versteckt hatte. Es waren Beutewaffen aus

dem Krieg. Niemand außer ihm wußte davon. Er hatte sie immer sorgfältig versteckt gehalten und des öfteren in den langen Nächten gereinigt. Die Waffen waren gut in Schuß und auch geladen.

Zwanzig Kugeln standen ihm zur Verfügung.

Neun Zombies hatte er gesehen.

O ja er wußte genau, wie man sie töten konnte. Man mußte ihnen die Kugeln durch den Schädel schießen, dann verlöschte ihr unseliges Leben, das dem Scheitan gewidmet war.

Die beiden Waffen waren schwer. Kesefel hatte Mühe, sie zu halten. Ihr Gewicht wollte seine Arme nach unten ziehen, und er machte sich Vorwürfe, mit ihnen nicht geübt zu haben.

Sein Blick fiel auf einen Gebetsteppich. Die Zeit mußte er sich noch nehmen. Der Teppich lag nach Osten, Mekka zugewandt, und Kesefel fiel auf ihm nieder, beugte seinen Oberkörper vor und berührte mit der Stirn den Teppich.

Er murmelte ein Gebet.

Die Worte kamen flüsternd aus seinem Mund. Er flehte Allah um die Hilfe an, die er so nötig hatte, um die Boten des Scheitans zu stoppen.

Mitten in seine Worte hinein krachten Schüsse.

Sie waren draußen gefallen, und die Zombies hatten abgedrückt. Diese Detonationen unterbrachen das Gebet des Mannes. Er hob seinen Kopf und schaute zum Eingang.

Dort zeigte sich niemand. Dennoch glaubte er, daß die Zombies den Platz bereits erreicht hatten.

Kesefel wußte, daß er sich jetzt stellen mußte. Daran kam er nicht vorbei.

Er stand auf, gab sich einen innerlichen Ruck und schritt auf den Ausgang des kleinen Gebetshauses zu. Zwei Lampen brannten im Innern. Ein blasses Licht, das Kesefels Gesicht mit einem seltsam bläulich schimmernden Schein umgab.

Am Ausgang blieb er stehen.

Er hielt sich noch im Schatten der Wand, schaute erst nach vorn und sah einen Teil der Brunnenmauer: Dort hielt sich keiner seiner unheimlichen Gegner auf.

Dennoch waren sie da.

Zwar sah er sie nicht, er hörte aber ihre Schritte. Sie klangen dumpf und gleichzeitig schleifend auf dem harten Lehmboden des kleinen Marktplatzes.

Wieder fielen Schüsse. Diesmal hämmerten die Kugeln auch gegen die Außenmauer des Hauses, und der Alte vernahm die dumpfen Einschläge.

Würden die Zombies kommen?

Ein Schatten geriet in sein Blickfeld. Unwillkürlich sprang Kesefel zurück und hatte sich kaum gefangen, als er den Untoten erkannte. Er

stand bereits auf der Schwelle und starrte in das Gotteshaus.
Ein kleiner, untersetzter Mann mit einem dunkel verkrusteten Gesicht und blassen Augen. Der Stahlhelm war ihm in den Nacken gerutscht, so daß Kesefel genau zielen konnte.
Aber auch der andere besaß eine Waffe.
Er hob sein Gewehr.
Kesefel war schneller.
Beide Arme stemmte er hoch, und er drückte die Waffen gleichzeitig ab.
Sie schien in seinen mageren Händen zu explodieren. Das kleine Gebetshaus war erfüllt vom Krachen der Schüsse. Kesefel schrie seine Angst hinaus, und plötzlich sah er, wie der Zombie kippte. Er hatte ein paarmal geschossen und dabei auch den Kopf getroffen.
Der lebende Tote verschwand.
Steif wie ein Brett fiel er nach hinten, schlug auf und blieb draußen liegen.
Kesefel starrte auf seine Waffen. Trotz des Erfolgs fühlte er sich müde und ausgelaugt. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, jetzt schon zu feuern, denn nun wußten die anderen, wo er sich befand.
Er konnte nicht bleiben, sondern mußte hinaus. In der Oase kannte er sich aus. Da konnte er sich verstecken und auf seine Gegner lauern.
Jetzt wünschte er sich, 40 Jahre jünger zu sein. Da hätte er es ihnen gegeben, aber so war er durch sein Alter sehr gehandicapt. Er war nicht einmal vorsichtig, als er das Gebetshaus verließ, sondern sprang über den Toten hinweg und huschte ins Freie.
Jetzt sah er sie.
Zählen konnte er sie nicht, aber sie befanden sich alle in der Nähe des Brunnens.
Schaurige Gestalten, marionettenhafte Typen, lebende Leichen, die ihn rochen und sich ihm zuwandten.
Schüsse fielen.
Ungezielt eigentlich, nur in etwa in seine Richtung abgefeuert. Dennoch traf eine Kugel.
Kesefel schrie, als er den Schlag spürte. Sein rechter Oberschenkel war getroffen worden. Plötzlich konnte er sich nicht mehr auf den Beinen halten. Die Kraft wich aus dem Bein. Er knickte zusammen und fiel zu Boden.
Schwer schlug er auf.
Noch im Liegen sammelte er Kraft und wälzte sich herum, so daß er auf dem Bauch lag. Es bereitete ihm ungeheure Mühe, die Arme hochzubekommen. Er wollte sich so lange verteidigen, bis kein Funken Leben mehr in ihm steckte.
Der Alte schoß.
Doch die Waffen tanzten in seinen Händen. Er konnte die schweren

Armeepistolen einfach nicht halten, und er sah ein, daß er nicht treffen konnte.

Der alte Mann wälzte sich auf die Seite. Er begann zu kriechen, wollte weg, und seine Gegner ließen ihn bis zum Rand des Brunnens kommen. Als Kesefel das alte Mauerwerk dicht vor sich sah und seine mageren Finger darüberschabten, um sich festzuhalten, tauchte plötzlich dicht vor seinem Gesicht ein alter Schnürstiefel auf. Das Leder war staubig und löchrig. Der Fuß, der in dem Stiefel steckte, wurde angehoben und gegen seinen Nacken gepreßt.

Man drückte das Gesicht des Alten in den Staub.

Dann sah er sie nicht mehr, sondern hörte sie nur noch. Grunzende Laute wehten an seine Ohren.

Ein Schlürfen und Rülpsen. Dazwischen ein langanhaltendes Stöhnen, und als die ersten auf ihn fielen, roch er auch die vermoderten Körper.

Jetzt hatten sie ihn.

Wie eine Woge schlugen acht Zombies über ihm zusammen und machten den alten Mann zu einem der ihren.

Er sollte ihre Reihen wieder auffüllen…

***

Wir hatten den ersten Marsch durch die Wüste hinter uns!

Ob man ihn als einen Gewaltmarsch bezeichnen konnte, wußte ich nicht zu sagen. Jedenfalls waren wir ziemlich geschlaucht, als wir die erste Pause einlegten.

Schweratmend sammelten wir uns.

Trotz der Kälte lag Schweiß auf unseren Gesichtern. Die Anstrengung war ziemlich hart gewesen.

»Sind wir jetzt überhaupt näher dran?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern.

»Natürlich«, sagte Cramer.

Ich schluckte. »Sie müssen es wissen.«

Cramer entfernte sich von uns, kletterte auf einen der großen Felsen und preßte sein Nachtglas gegen die Augen. Er schaute in die Richtung, aus der die Schüsse aufgeklungen waren.

»Die Wüste wird uns noch verdammt viele Schwierigkeiten bereiten«, sagte Suko.

Damit hatte er recht. Es würde Ärger geben. Wir mußten nicht nur gegen Zombies kämpfen, sondern auch gegen eine menschenfeindliche Umwelt. Mit Bangen dachte ich an den Sonnenaufgang.

Die Gluthitze würde unbarmherzig losbrechen.

Cramer kam wieder zurück. Dabei hob er die Schultern. »Ich glaube, etwas entdeckt zu haben.«

»Einen Wüstenfuchs?« fragte ich grinsend.

»Nein, Oberinspektor. Vielleicht eine Oase.«

Das war etwas anderes. »Können Sie die Entfernung schätzen?«
»Ist schwer zu sagen. Zwei Meilen.«
»Die reißen wir doch weg«, sagte Suko.
»Dann los!«
Zwei Meilen in der Wüste können lang werden. Einmal durchquerten wir einen Wadi, ein ausgetrocknetes Flußbett. Auch hier lagen Steine, und die Sohlen unserer Schuhe schleiften über kantige Felsen. Der Wadi hatte eine ziemlich steile Überböschung, die wir hochklettern mußten, um wieder in das Gebiet zu gelangen, das mich an einen stummen Ozean erinnerte. Hügel und Täler, manche steiler, andere wieder flacher. Ein typisches Wüstengelände.
Cramer machte uns Hoffnung, wenn er hin und wieder durch das Glas schaute.
In der Kühle ließ es sich besser laufen. Wir sprachen wenig. Nur das Scheuern der Kleidung und das Schleifen unserer Schritte auf dem Boden waren zu vernehmen.
Dann wurde der Boden weniger sandig. Und wir sahen in der Finsternis bereits den kompakten Schatten, der sich vor uns wie ein Scherenschnitt aufbaute.
Als wir einen kleinen Hügel erklommen hatten, konnten wir besser sehen und schauten nach unten.
Da lag die Oase!
Dunkel, verlassen. Nichts rührte sich. Dort schien sich wirklich kein Mensch mehr aufzuhalten, und ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. Er ließ mich blaß werden.
»Was haben Sie?« fragte Cramer.
»Ich denke gerade an etwas.«
»Dann verfolgen Sie die gleichen Gedanken wie ich.«
»Und welche wären das?«
»Die Zombies könnten blutige Ernte gehalten haben.«
»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand.«
Ich hob die Schultern. »Das brauche ich nicht einmal. Ich kenne die lebenden Leichen und ihren grausigen Terror.«
»Was geschieht dabei genau?« fragte Cramer mit rauher Stimme.
»Das kann ich Ihnen sagen. Menschen, die Zombies über den Weg laufen, werden von ihnen getötet und gleichzeitig selbst zu lebenden Leichen. Das ist das Schlimme an der Sache.«
»Noch schlimmer«, sagte ich.
»Dann können wir also damit rechnen, daß uns nicht nur die neun Zombies aus dem Flugzeug erwarten, sondern auch die Bewohner der Oase, die inzwischen zu lebenden Leichen geworden sind oder?«
»So ähnlich.«
»Kommen wir gegen die Masse überhaupt an?«
»Es wird schwer sein«, gab ich zu.

Suko mischte sich ein. »John«, sagte er, »mir ist es einfach zu ruhig. Ich glaube nicht daran, daß die Zombies schon blutige Ernte gehalten haben. Wir müßten etwas hören.«

»Vielleicht sind die Menschen noch nicht soweit.«

Suko hob nur die Schultern, wobei er auch zu Boden deutete. »Jedenfalls waren sie hier an dieser Stelle. Schau dir an, was sie hinterlassen haben. Spuren.«

Ich senkte ebenfalls meinen Blick und mußte meinem Partner recht geben. Anhand der Spuren konnten wir ablesen, daß sich die Zombies der Reihe nach aufgebaut hatten. Sie hatten eine Linie gebildet. Die Abdrücke ihrer Stiefel waren noch deutlich zu sehen.

Und sie waren den Hang hinuntergelaufen. Dort war der Sand aufgewühlt. Es mußte ihnen schwergefallen sein, das Gleichgewicht zu halten. Auch das war für die lebenden Leichen so typisch. Sie besaßen nicht mehr den normalen Gleichgewichtssinn der Menschen, aber sie standen immer wieder auf, weil ihr Trieb kaum gestoppt werden konnte.

»Lassen Sie uns gehen!« schlug Cramer vor. »Ich will endlich Bescheid wissen.« Er deutete auf seine MPi. »Wenn die Zombies uns über den Weg laufen, kenne ich kein Pardon!«

»Das dürfen Sie auch nicht.«

Wir rutschten den Hang hinab, blieben dabei in einer Reihe, wühlten feinen Sand und Staub hoch, wobei unsere Blicke stets nach vorn gerichtet waren.

Dann schritten wir durch die ersten Gärten. Grüne Flecken inmitten dieser schrecklichen grauen Wüste, eine wirkliche Oase.

Schon bald hatten wir die ersten Gebäude erreicht. Von der Sonne fest- und ausgetrocknete Mauern.

Palmenwedel bewegten sich über unseren Köpfen, als der Wind hindurchstrich und die großen Blätter raschelnd gegeneinanderrieb.

Wir fanden einen breiten Pfad, der direkt in das Zentrum der Oase führte. Allerdings nahmen wir uns erst die Zeit, um auch in die einzelnen Häuser zu schauen. Bisher hatten wir keinen Toten entdeckt. Eine nahezu fühlbare Stille lag über der Oase, sah man vom Rascheln der Blätter im Wind einmal ab.

Colonel Cramer blieb stehen. »Wir könnten uns teilen«, schlug er vor. »Jeder bildet gewissermaßen seinen eigenen Spähtrupp.«

Dagegen hatte ich etwas. »Das wäre nicht gut. Zu dritt sind wir stärker.«

Suko stimmte mir zu. »Die können überall stecken. Wundern Sie sich nicht, wenn sie plötzlich aus irgendwelchen Löchern auftauchen oder hinter Büschen hervorkommen.«

»Sie kennen diese Teufel besser!« Damit war für Cramer das Thema erledigt.

Gemeinsam durchsuchten wir die Häuser. Schußbereit hielt Cramer seine MPi. Wir hatten uns mit Revolvern eingedeckt, zudem trugen wir noch unsere magischen Waffen, doch sie wollten wir erst einsetzen, wenn es hart auf hart ging und die Bleikugeln nichts mehr nutzten.

Die Hütten waren leer. Keine Menschenseele entdeckten wir bei unseren Durchsuchungen, aber uns fiel etwas anderes auf. Die Häuser und Wohnungen wirkten so, als wären sie fluchtartig verlassen worden. Da mußten die Menschen in panischer Eile geflohen sein, hatten nur das Nötigste mitgenommen und waren verschwunden.

Kurz vor Erreichen des kleinen Marktfleckens trafen wir uns zu einer kurzen Besprechung.

»Die haben das Beste gemacht, was sie überhaupt in ihrer Lage tun konnten«, sagte ich, wobei mir ein Stein vom Herzen fiel.

»Woher wußten sie, daß die Zombies kamen?« fragte Cramer.

Da hatten Suko und ich keine Antwort parat. Jedenfalls waren wir froh, daß die Menschen die Oase verlassen hatten.

Wir durchsuchten weiter. Ein paar Schritte brauchten wir nur zu gehen, um den Mittelpunkt der Oase zu erreichen. Den kleinen Marktflecken mit dem Brunnen.

Dort schauten wir uns um.

Es brannte kein Licht hier draußen. Dunkelblauer Himmel spannte sich fast unendlich weit über unsere Köpfe. Die hohen Bäume gaben eine zusätzliche Dunkelheit, aber rechts von Suko stand ein Bau, durch dessen offene Tür ein schwacher Schein fiel.

»Ich sehe mal nach«, sagte der Inspektor.

Mit schußbereiter Waffe tigerte der Chinese los. Nach einigen Schritten bereits blieb er stehen, drehte sich um, und wir hörten seinen scharfen Ruf.

»Hier liegt jemand!«

Er war nicht vom aus der Tür fallenden schwachen Lichtschein getroffen worden, sondern lag ein wenig abseits im Schatten der Hausmauer. Gemeinsam schauten wir uns ihn an. Colonel Cramer holte tief Luft. Er schien einen Knoten in den Stimmbändern zu haben, als er sagte: »Dann haben wir es wohl nur noch mit acht Zombies zu tun!«

Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Zehn waren es gewesen.

In der Wüste hatten wir einen erledigt. Hier lag nun der zweite. Kugeln hatten seinen Kopf getroffen. So war er praktisch von seinem Dasein erlöst worden.

Ein wenig ratlos waren wir schon. Suko stellte auch die Frage, die uns interessierte. »Wer hat ihn denn getötet?«

»Ich jedenfalls nicht«, sagte Cramer.

»Da keiner von uns für diese Tat in Frage kommt«, fuhr ich fort, »muß es noch einen Menschen gegeben haben, der in dieser Oase lauerte. Ihn müßten wir finden.«

»Falls er nicht auch erledigt wurde«, meinte Suko. »Einen hat er ja geschafft, aber was ist mit den anderen acht?«

Die Frage schwebte zwischen uns. Es war eine vertrackte Lage. Wir fühlten uns wie Eindringlinge in einer fremden, unheimlichen Welt. Als unheimlich empfand ich die Lage schon. Die Bäume schwiegen ebenso wie die Mauern. Über und zwischen allem lastete die Finsternis und ein dunkler, alles bedeckender Schleier.

Zu sehen war wenig. Auch die Bäume und Gewächse bildeten eine natürliche Deckung, aus der wir jederzeit beobachtet werden konnten, denn wir standen wie auf dem Präsentierteller.

Die Untoten besaßen Waffen. Schließlich hatten wir die Schüsse gehört. Wenn sie aus dem Hinterhalt schossen, rettete uns nichts mehr. Das stand fest.

»Suchen wir weiter«, sagte Cramer.

Damit waren wir einverstanden und wollten uns schon in Bewegung setzen, als wir das Geräusch hörten. Es war dort aufgeklungen, wo sich der Brunnen befand.

Zu dritt wirbelten wir herum. Schußbereit hielten wir die Waffen. Die Mündungen deuteten auf den Brunnen.

Er war ein rundes Gebilde. Schwere Steine lagen aufeinander, wobei die obere Reihe auch einen breiten Rand bildete. Über der Öffnung befand sich ein Holzgestell mit einer Winde, an der ein Ledereimer hing. Alles war sehr primitiv. Wie vor Hunderten von Jahren, aber äußerst wirksam.

Und hinter dem Brunnenrand tauchte er auf.

Wir sahen das Gesicht eines alten Mannes. Es lag im Schatten, deshalb konnten wir nichts Genaues erkennen, aber es handelte sich um keinen der untoten Soldaten, das sahen wir sofort.

»Der muß den Zombie gekillt haben«, sagte Cramer und schritt auf den anderen zu.

»Seien Sie vorsichtig!« riet ich ihm.

Daß ich diese Warnung nicht umsonst ausgesprochen hatte, bewiesen die nächsten Sekunden, denn hinter dem Brunnen tauchte die Gestalt in voller Größe auf.

Trotz der Dunkelheit sahen wir die Flecken auf der Kleidung. Das konnte nur Blut sein. Und etwas schimmerte auch in einem seltsam schwarzgrauen Ton.

Waffenstrahl!

»Verdammt, Cramer, Deckung!«

Meine Worte peitschten durch die Stille, und der Colonel bewies, daß er in seiner Grundausbildung gut aufgepaßt hatte. Bevor der andere

feuern konnte, lag er schon am Boden.

Dann schossen wir.

Suko drückte ab, ich ebenfalls. Vor den Mündungen leuchtete es blaß auf, und die Gestalt zuckte zusammen, als hätte sie Peitschenschläge erhalten.

Wir wußten ja, wohin wir zu zielen hatten, und wir trafen genau.

Die Echos rollten durch die Oase und verklangen auch allmählich in der Ferne.

Verdammt, das war knapp gewesen.

Ich schluckte und schüttelte den Kopf. Mein Herzschlag beruhigte sich.

Cramer stand auf. Er schaute auf seine MPi und schüttelte den Kopf. »Verdammt noch mal«, flüsterte er, »da wäre ich fast zu spät gekommen. Ich dachte immer, mich alten Hasen könnte man nicht mehr hereinlegen.« Er schüttelte sich und schaute mich an. »Danke, daß Sie mir das Leben gerettet haben, Mister Sinclair.«

»Nicht ich allein. Auch Suko.«

Der kümmerte sich um den erledigten Zombie. Er untersuchte ihn und winkte uns zu.

Wir gingen hinüber.

»Ich kriege es nicht zusammen und kann nur raten, wobei ich glaube, daß er es gewesen ist; der den einen Zombie gekillt hat.«

Ich gab Suko recht. »Danach hat er dann die Quittung erhalten. Die anderen waren zu stark für ihn.«

Diese Annahmen drängten sich auf, wenn wir uns die Spuren anschauten. Der Alte hatte versucht, sich gegen den Terror zu stemmen. War er als einziger in der Oase zurückgeblieben?

Wir durchsuchten alles. Zeit hatten wir ja.

Nicht einmal einen streunenden Hund fanden wir. Das fruchtbare Gebiet in der menschenfeindlichen Wüste wirkte wie ausgestorben. Nur die Pflanzen lebten und gaukelten uns seltsame Gestalten vor, wenn sie vom Wind bewegt wurden.

»Machen wir weiter!« forderte Colonel Cramer uns auf.

»Womit?« fragte Suko.

»Wir müssen sie begraben.«

Das stimmte. Zuvor jedoch hatten wir etwas anderes vor. Wir wollten wissen, in welche Richtung sich die Zombies gewandt hatten. Dies war anhand der Spuren leicht festzustellen, denn sie führten geradewegs auf die düsteren Kämme der Berge zu.

Am Rand der Oase blieben wir stehen, schauten in die Nacht und überlegten die nächsten Schritte.

»Sie können sich in den Bergen verstecken«, sagte der Colonel.

»Weshalb sollten sie das?« fragte ich.

»Es ist ja nicht leicht, sich…«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber. Diese Bestien suchen und brauchen Leben. Sie werden immer dorthin ziehen, wo es Menschen gibt.«

»Die Berge sind leer«, hielt der Colonel entgegen.

»Möglich. Nur liegen hinter ihnen, soweit ich informiert bin, die größeren Städte.«

Cramer nickte. »Und da ist noch etwas«, sagte er. »Tut mir leid, daß es mir nicht schon früher eingefallen ist. Aber soviel mir bekannt ist, gibt es dort ein altes Fort. Eine Befestigung mitten in der Wüste, am Rand der Berge gelegen.«

Ich war überrascht. »Woher wissen Sie das?«

Der Colonel hob die Schultern. »Vor unserem Abflug aus England konnte ich mich informieren.«

»Ist das Fort noch bewohnt?« fragte Suko.

»Nicht mehr.«

Ich nickte und atmete tief ein. »Dann wissen wir ja, was unser nächstes Ziel sein wird.«

»Sicher«, stimmte mir Cramer zu. »Wobei es nur eine kleine Schwierigkeit gibt. Wir werden den Tag über marschieren müssen. Und das in dieser erbarmungslosen Sonne. Wenn die Zombies uns erwischen, haben sie keine Menschen vor sich, sondern ausgetrocknete Schwämme…«

***

Sie hatten die Oase verlassen und zogen durch die Nacht. Acht unheimliche Gestalten. Lebende Tote, die kein Hindernis aufhalten und von ihrem Ziel abbringen konnte.

Ihr Instinkt hatte ihnen mitgeteilt, daß die Menschen aus der Oase geflohen waren, und sie nahmen noch den menschlichen Geruch auf, den auch der Wüstenwind nicht hatte vertreiben können. Er lag in der Luft, er brachte sie auf die Spur, die für die lebenden Toten so wichtig war, denn sie brauchten Opfer.

Und so gingen sie. Manchmal in einer Reihe. Taumelnde, halb verweste oder zerrissene Gestalten.

Schief sitzende Stahlhelme auf den dünnen Schädeln. Stumpf die Blicke. Hell, teigig und grünlich schimmernd die alte Haut, als wäre sie von einer dicken Schicht aus Schimmelpilzen überzogen worden.

Eine Prozession des Grauens. Zerrbilder des Horrors. Immer darauf versessen, Menschen zwischen ihre gierigen Klauen zu bekommen, um sie zu töten, damit sie die Opfer anschließend in ihren makabren Reigen einreihen konnten.

Die Flüchtlinge aus der Oase hatten Spuren hinterlassen. Danach richteten sie sich nicht. Sie brauchten nur dem Geruch zu folgen, und als der Tag anbrach, da gingen sie ebenfalls weiter. Im Gegensatz zu

den Vampiren tat ihnen das Sonnenlicht nichts. Ihre Körper waren sowieso ausgehöhlt, verdorrt und enthielten so gut wie keine Flüssigkeit mehr, höchstens Schleim.

Sie wanderten weiter.

Die Sonne stieg höher, verwandelte die Wüste in eine farbenprächtige Landschaft, heizte Steine, Staub und- den Boden auf, so daß sie schon bald mit einer Gluthölle zu vergleichen war.

Die Berge rückten kaum näher. Grau schimmernd standen sie in der Glut.

Dort wollten die Zombies hin.

Und sie würden es schaffen…

***

Auch die Menschen waren von der unermeßlichen Weite der Wüste verschluckt worden.

Sie gehörten zu den wenigen Personen, die das Gelände kannten, denn oft genug hatten sie sich von der Oase wegbewegt, um die nähere Umgebung zu erkunden.

Die Landschaft hatte ihre Tücken. Gefährliche Stellen, die nicht so rasch zu erkennen waren. Da gab es schmale, ausgetrocknete Flußläufe, Wadis, mit Sand und Staub vollgeweht, die zu tückischen Fallen werden konnten, wenn jemand hineintrat.

Dünen nahmen ihnen die Sicht. Sie entstanden und vergingen wieder, je nachdem, wie rasch ein Sandsturm aufbrauste, der, wenn er abgeklungen war, der Landschaft ein völlig anderes Gesicht gegeben hatte.

Die Dünen gaben ein wenig Schatten. In ihm wanderten die Flüchtlinge weiter.

Gnadenlos brannte die Sonne.

Ihre Strahlen, ihre Hitze hatten das Gelände gezeichnet. Ausgedörrt, vertrocknet, verkarstet, mit einem Boden, dessen Spalten und Risse ein bizarres Muster bildeten.

Das Gepäck brauchten die Menschen nicht zu tragen. Sie hatten es auf ihre Reittiere geladen, denn den Kamelen machte es nichts aus, durch die Hitze zu trotten. Sie hatten vor dem Abmarsch genügend Wasser getrunken, das bis zum Ziel vorhalten würde.

Die Flüchtlinge selbst wanderten neben den Tieren her. Eingehüllt in ihre Kleidung aus Leinen, stumpf wie Maschinen, geduldig und kein Wort sprechend.

Die einzigen Geräusche waren das Schleifen der Hufe und das Klatschen des Trinkwassers in den Ledersäcken, die über den Rücken der Ziegen hingen.

Staub wölkte in die Höhle. Er hüllte die einsamen Wanderer wie eine nie abreißende Wolke ein.

Ihr Ziel waren die Berge.

Graublau sahen sie die Kette in der Ferne. Sie flimmerte in der Sonnenglut und inmitten einer dunstigen Luft, die wie mit feuchtem Nebel geschwängert wirkte.

Die Berge schienen so nah zu sein und waren dennoch so unendlich weit entfernt.

Hin und wieder blieb einer der kräftigsten Männer zurück und hielt nach Verfolgern Ausschau. Er erkletterte jedesmal einen Felsen oder einen Hügel, aber er bekam die Verfolger nicht zu Gesicht.

Dennoch glaubten alle daran, daß der alte Kesefel die Warnungen nicht umsonst ausgesprochen hatte. Der Fluch würde sie treffen, die Zombies waren sicherlich unterwegs.

Dreimal geschah nichts. Als der Kundschafter beim vierten Mal zurückkehrte, winkte er mit beiden Händen und erstattete schon im Laufen seine Meldung.

Die kleine Karawane stoppte. Gesichter drehten sich dem Boten zu. Fragende Blicke, ängstliche Augen, und der Bote wandte sich um, wobei er mit seiner rechten Hand zuckend nach hinten deutete und dabei von den Zombies berichtete.

»Zombies?« wurde er gefragt.

»Ja, ja. Ich habe sie gesehen. Sie kamen von der Oase und haben sich auf unsere Spur gesetzt.«

Nach diesen Worten folgte ein betretenes Schweigen. Manch einer hüstelte, und der Mann, der so etwas wie der Anführer war, runzelte die Stirn.

»Was sagst du dazu, Faradin?« wurde er gefragt.

Der Angesprochene hob die Schultern. Eine bezeichnende Geste, denn er wußte es auch nicht.

»Aber wir müssen etwas tun!«

»Sicher, das weiß ich sehr genau. Wir wollen uns vor Augen halten, was geschehen ist. Wir sind Menschen, und wir leben. Wir mußten fliehen, weil uns das Schicksal eingeholt hat. Verfolgt werden wir von Personen, die ebenfalls wie Menschen aussehen, aber es nicht sind. Untote, lebende Leichen, grausame Geschöpfe, die uns töten wollen. Sie können nicht denken, nicht sprechen, nicht beten und nicht lieben. Aber sie können laufen, und sie brauchen keine Pause. Es stört sie weder der Glutball der Sonne noch die Kälte der Nacht. Nicht die Dünen halten sie auf, nicht die Wadis und nicht die Felsen. Sie werden immer wandern, sie brauchen keine Pause, und sie werden uns überlegen sein. Ihr Trieb treibt sie voran, und nichts kann sie stoppen. Irgendwann einmal werden sie uns eingeholt haben und uns töten.«

Das letzte Worte hatten alle mitbekommen, auch die Kinder, die sich mittlerweile zu den Erwachsenen gesellt hatten und sie aus großen, dunklen Augen anschauten.

»Was können wir tun, Faradin?«

Der Bürgermeister war ein Mann mittleren Alters. Dennoch besaß er eine gewisse Weisheit, denn er hatte sehr wohl gelernt. Sein Gesicht wurde in der unteren Hälfte von einem Bart verdeckt. Das dunkle Haargestrüpp wuchs ihm bis über die Lippen. Unter der schmalen Kopfbedeckung schaute schon ergrautes Haar hervor, während der heiße Wüstenwind mit seinem Gewand spielte.

»Sie gieren nach Menschen«, sagte er. »Und sie werden uns immer finden, egal, wo wir uns verstecken. Deshalb haben wir auch in den Bergen keine Chance.«

»Müssen wir kämpfen?« fragte ein junger Mann.

Faradin ließ sich Zeit mit seiner Antwort. Er nickte zuerst, bevor er sagte: »Es wird uns nichts anderes übrigbleiben, Freunde. Wir werden uns den Bestien stellen.«

»Aber wo?«

Faradin schaute und deutete in die Runde. »Es ist sehr schwer, darauf eine Antwort zu finden. Es gibt praktisch keinen Platz, wo wir ihnen überlegen sind.«

»Wie töten wir sie?« erkundigte sich der erste Frager.

Da runzelte Faradin die Stirn. »Es gibt eine Möglichkeit, sie umzubringen«, erklärte er. »Man muß ihnen eine Kugel in den Schädel schießen. Mitten in den Kopf. Auf diese Art und Weise kann man sie wirklich zerstören.«

»Dann machen wir es doch!« rief der junge Mann.

Beinahe mitleidig wurde er von dem Bürgermeister angeschaut. »Wie stellst du dir das vor? Bei den Waffen, die wir haben!«

»Wir besitzen doch Gewehre.«

»Ja, aber kannst du so gut schießen?«

»Wenn sie nahe genug herankommen.«

Faradin nickte. »Wenn sie herankommen. Aber sie werden es geschickt machen. Sie hetzen uns so lange, bis wir nicht mehr können und am Ende unserer Kräfte sind, das dürft ihr nicht vergessen. Irgendwann sind wir dann zu müde, ein Gewehr auch nur zu halten. Darauf warten sie. Dann sind sie da, kommen über uns und werden uns vernichten. So sieht das alles aus.«

Die Männer dachten nach. Sie starrten dabei zu Boden, standen geduckt da, und niemand wußte eine Lösung.

»Und wenn wir sie hier erwarten?« wurde der Vorschlag laut.

»Ist es auch nichts anderes«, sagte Faradin.

»Wieso?«

Der Bürgermeister deutete auf die Frauen und Kinder. »Wir müssen sie noch beschützen. Sie können nicht mit der Waffe umgehen. Außerdem haben wir nicht so viele Gewehre, um jeden von uns bewaffnen zu können. So sieht es aus.«

»Dann bleibt uns keine Chance mehr«, stellte jemand aus dem Hintergrund fest.

»Doch, eine haben wir noch«, erklärte Faradin und erntete überraschte Blicke. Er lächelte knapp, bevor er weitersprach. »Die Chance ist gering, aber wir müssen sie nutzen. Ihr alle wißt, daß es am Beginn der Berge das alte Wüstenfort gibt.«

»Das El-Fachal?«

»Genau das.«

»Aber es ist zerfallen.«

Faradin hob die Schultern. »Ich weiß es, meine Freunde. Nur werden noch so viele Bauten davon stehen, daß wir dort Schutz finden können, um aus sicherer Deckung zu schießen. Wir locken sie ins Fort. Dort können wir einen Hinterhalt legen und, wenn sie kommen, aus dem Verborgenen schießen. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Möge Allah uns beistehen.«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, war allen klar, daß es eine beschlossene Sache war. Sie würden zum Fort wandern und sich dort verschanzen.

Dieser Entschluß hatte ihnen wieder einen gewissen Auftrieb gegeben. Die Depressionen waren zunächst einmal verschwunden. Sie sahen wieder ein Ziel, und das würden sie vor den Zombies erreichen.

Man trieb die Kamele und die Ziegen an. Nur widerwillig setzten sich die Tiere in Bewegung, aber schließlich gehorchten sie den Stockschlägen der Menschen.

Und so trotteten sie weiter.

Mensch und Tier nahmen die Qual einer Wanderung durch die heiße Sonne wieder auf. Nur die Kinder erhielten etwas zu trinken. Sie mußten mit dem kostbaren Wasser haushalten, denn sie wußten nicht, wann sie frisches finden würden.

Das alte Wüstenfort hatte zwar einen Brunnen, der aber würde längst versandet sein.

Nach dem großen Krieg war das Fort halbzerstört zurückgelassen worden.

Die Hitze nahm zu. Sie unterbrachen ihren Weg auch am Mittag nicht, sondern schritten weiter durch die glühende Sonne und durch den Schleier aus feinem Staub und Sand.

Hin und wieder blieb der Bote zurück. Seine Meldung änderte sich nie, wenn er bei den anderen eintraf.

Die Zombies waren ihnen weiterhin auf den Fersen. Und die Distanz schmolz.

Die Sonne wanderte. Der Nachmittag löste den Mittag ab. Mittlerweile sahen sie die Konturen der Berge schon klarer. Zackige, karge Grate, auf denen kein Baum und kein Strauch wuchs. Ein Gelände wie auf dem Mond. Menschenleer, verlassen und feindlich.

Auch die Beschaffenheit des Bodens änderte sich allmählich. Mensch und Tier schritten über den blanken Fels. Nur ab und zu war er von einer dünnen Sandschicht bedeckt. Manchmal glänzte der Fels wegen der metallenen Einschlüsse wie ein Spiegel.

Stunde für Stunde wanderten sie. Die Sonne hatte sich in einen Ball aus dunkelroter Glut verwandelt, aber die Hitze hielt sich dennoch. Es kühlte noch nicht ab. Dabei freuten sich die Menschen darüber, daß die Schatten länger geworden waren, so daß ihr Marsch nicht mehr ganz so schlimm war und sie auch nicht mehr zu leiden hatten.

Dafür stieg das Gelände an. Sie gerieten in die Vorläufer der hohen Berge, sahen schon die ersten großen Felsen und entdeckten plötzlich das von ihnen so sehr herbeigesehnte Ziel.

Das Wüstenfort stand auf einem kleinen Plateau. Mit der Rückseite schmiegte es sich an die harte Felswand. Die Mauern waren zum Teil eingefallen und zerschossen oder zerbombt worden. Aber es gab genügend Reste, die Deckung gaben.

Als die Dämmerung allmählich über das Land hereinbrach, erreichte die Karawane das Fort.

Für einen Moment waren die Menschen glücklich und ließen sich dort, wo sie standen, zu Boden fallen.

Die Tiere wurden danach entladen, aber Faradin wollte keine Pause. Die konnten sie sich nicht leisten. Deshalb trieb er seine Leute an und besetzte die Mauern mit Wachtposten.

Er selbst kletterte auch hoch. Ein altes Gewehr hielt er in den schwieligen Händen, legte seine Hand gegen die Stirn und schaute nach vorn.

Sein Blick fiel auf die Ebene.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit wirkte die Luft immer wie Glas und unnatürlich klar. Alle Konturen traten scharf und hart hervor. Man konnte weit schauen, und die Männer sahen die Gestalten, die sich vom Boden abhoben.

Sie gingen in einer breiten Reihe. Jeder Wachtposten wußte Bescheid, daß die Zombies nicht aufgegeben hatten.

»Wann können sie hier sein?« fragte jemand leise.

»In der Nacht, mein Freund«, antwortete Faradin. »In der Nacht…«

***

Nichts konnte sie stoppen.

Weder die Formation des Geländes noch die brennende Sonne oder der heiße Wind. Sie schwitzten nicht, sie gierten nicht nach Wasser, sie kannten nur eines.

Die Menschen!

Und sie blieben auf den Beinen. Stampften oder wateten durch sandige Täler, bewegten sich manchmal wie balancierend über

weiche, körnige Hügelkuppen und starrten aus weit aufgerissenen Augen stets in die Richtung, in die sie liefen.

Sie blieben den Menschen auf der Spur.

Lebende Tote, furchtbare Gestalten, eingehüllt in Lumpen und mit zum Teil verfaulten Gliedern.

Doch die langen Jahre hatten den Fluch nicht vergessen machen können. Er blieb auch weiterhin bestehen, war nur verschlossen gewesen und hatte sich plötzlich wie ein Blütenkelch geöffnet, als ob nach langer Dürre die ersten Regentropfen gefallen wären.

So stolperten und wankten sie durch die Leere der Wüste ihrem Ziel entgegen. Sie ließen die Menschen zwar aus den Augen, aber sie rochen sie, und manchmal wurde der Geruch auch stärker. Ein Zeichen, daß sie sich ihnen genähert hatten.

Stets gingen sie gleich. Sie wurden weder langsamer noch schneller, behielten den Trott bei, denn sie alle waren sicher, daß ihnen die Menschen nicht entgingen.

Und als sich die Sonne allmählich neigte, da hatten auch sie es geschafft.

Vor dem hinter den Bergen versinkenden glühenden Ball, der den Himmel mit einer knallroten Farbe überdeckte, sahen sie das, was die Kanonen der kriegführenden Parteien vor langer Zeit von der alten Festung noch übriggelassen hatten.

Es war das Fort El-Fachal!

Und jeder Zombie wußte, daß sich zwischen seinen Mauern die Opfer verbargen.

Sie mußten sie nur noch hervorpflücken…

***

Wir waren erschöpft, fertig, ausgelaugt. Kein Wunder, der Marsch durch die Wüste hatte uns alles abverlangt.

Die allmähliche Erwärmung am Morgen, die sich gegen Mittag steigerte und zu einer gnadenlosen Hitze wurde, die uns regelrecht ausbrannte. Eine Pause hatten wir uns dennoch nicht gegönnt. Unser Marsch ging weiter. Manchmal mit weichen, zitternden Knien, dann wieder aufraffend und letzte Energien aus dem Körper holend.

Meine Zunge spürte ich kaum noch. Sie lag wie ein dicker Schwamm im Mund. Dennoch wollte ich noch nichts von unseren spärlichen Wasservorräten trinken.

Über den Kopf hatten wir uns Taschentücher gebunden, die wenigstens ein wenig vor der grausamen Sonne schützten. In der kalten Nacht hatte die Lederjacke gutgetan. Am Tage erwies sie sich als Hindernis. Ich hatte sie ausgezogen und um meine Hüfte gebunden, wobei ich in Höhe der Gürtelschnalle die Ärmel miteinander verknotete. Suko und Colonel Cramer hatten es mir

nachgetan.

Wir sprachen während der heißen Zeit so gut wie nichts, gingen unsere Strecke ab und hatten nur immer das eine Ziel im Auge. Die fernen graublauen, in der Luft flimmernden Berge, die uns wie eine Station der Hoffnung vorkamen.

Die Zombies sahen wir nicht. Wahrscheinlich hatten sie einen zu großen Vorsprung. Auch Suko mit seinen »Falkenaugen« sah sie nicht, wen er auf einer der Erhebungen pausierte und in die Ferne schaute, wo über der Wüste ein dunstiger, flimmernder Schleier lag.

Eine Fata Morgana hatte ich noch nicht gesehen. Nur die endlose, von der Sonne verdörrte Weite eines Sahara-Teils.

Irgendwann erreichten wir eine Felsformation, die wie hingewürfelt inmitten der Wüste lag. Die großen Steinblöcke standen dicht beisammen. An einer Seite hatte der Wind Sand und Staub gegen sie geweht. Der Sand erinnerte mich an lange Arme, die außen an dem Gestein in die Höhe kriechen wollten.

Suko hatte die Spitze übernommen. Colonel Cramer und ich hielten uns ziemlich dicht beisammen.

Das Gesicht des Offiziers zeigte einen verbissenen Ausdruck. Die Lippen zusammengekniffen, die Augen zu Schlitzen verengt, Staub und Sand im Gesicht, das Kinn trotzig vorgeschoben.

Ich sah nicht anders aus. Auch auf meiner Schweißschicht hatte sich der Sand festgesetzt, und ich quälte mich Schritt für Schritt voran, wobei ich öfter auf Sukos Rücken schaute.

Mein Freund hielt sich von uns dreien noch am besten. Er zeigte kaum Anzeichen von Erschöpfung.

Man konnte den Chinesen auch als ein Konditionspaket bezeichnen.

Er deutete auf die Felsen, blieb stehen und drehte sich zu uns um. Ein spärliches Grinsen huschte über sein ebenfalls gezeichnetes Gesicht, als er vorschlug: »Ich bin für eine Pause. Hier bei den Felsen ist wenigstens etwas Schatten.«

Dagegen hatten wir nichts einzuwenden. Die letzten Yards durch weichen Sand überwanden wir auch noch, bevor wir die Felsen erreichten und uns dort niederließen.

Ich fiel förmlich auf meine vier Buchstaben, lehnte mich zurück und spürte den heißen Stein in meinem Rücken. Zur Hälfte wurde ich vom Schatten bedeckt, blieb sitzen und holte zunächst einmal tief Luft.

Sie stach in meinen Lungen wie Stecknadeln. Die Luft war aufgeheizt und schien in einem Kessel gestanden zu haben.

Manchmal hatte ich das Gefühl, der Brustkasten würde mir auseinandergerissen. Vor meinen Augen drehte sich alles. Ich sah für einen Moment wirklich rot und hörte auch in meinem Kopf das wilde Pochen und Hämmern.

Suko hatte sich an meine Seite gesetzt. Der Colonel saß uns

gegenüber. Wie auch ich lehnte er ebenfalls mit dem Rücken gegen einen Felsen. Sein Mund stand offen. Zischend drang sein Atem über die verkrusteten Lippen. Er war kampfmäßig angezogen. Bewaffnet mit einer MPi, einem Revolver und auch Handgranaten.

Der Colonel war auch für das Wasser verantwortlich. Wir hatten einen Ziegenschlauch gefunden und ihn in der Oase noch gefüllt. Jetzt löste er ihn von seinem Gurt. Die Finger des Mannes zitterten. Wahrscheinlich waren es Folgen der Überanstrengung und gleichzeitigen Erschöpfung. »Wer von Ihnen möchte einen Schluck?«

»Trinken Sie erst«, sagte ich. Suko nickte.

Cramer zog den Stopfen aus der Öffnung, hob den Ziegenschlauch an, öffnete den Mund und ließ den Wasserstrahl in die Kehle laufen. Dreimal schluckte er, dann setzte er den Schlauch sehr vorsichtig ab, damit auch kein Tropfen danebenrann.

Er reichte ihn mir.

Lauwarmes Naß rann aus der Öffnung. Es schmeckte normalerweise widerlich, doch in dieser Situation war es für mich eine kleine Köstlichkeit.

Ich trank, kümmerte mich nicht um den brackigen Geschmack und hätte den Schlauch am liebsten geleert. Es kostete mich große Selbstüberwindung, ihn abzusetzen und ihn meinem Freund Suko zu reichen, der ebenfalls trank.

Ein wenig fühlte ich mich besser. Die Zunge klebte nicht mehr so dick am Gaumen, aber der Durst war längst nicht gestillt. Ich hatte gekostet und hätte gern weitergetrunken.

Es war wirklich nicht einfach, hier die Beherrschung zu bewahren. Colonel Cramer bekam den Wassersack wieder zurück. Er verschloß ihn sorgfältig und befestigte ihn anschließend wieder an seinem Gürtel.

Niemand hatte etwas von Weitergehen gesagt. Wir waren einfach zu kaputt, und mir fielen die Augen zu. Ich versank in einen dösenden Schlaf.

Den anderen erging es wohl ebenso, denn ich vernahm ihre Stimmen nicht mehr.

Ich sackte einfach weg.

Irgendwann spürte ich einen Stoß gegen die Seite. Suko hatte mich unsanft aufgeweckt.

»He, Alter, wir können keine Siesta mehr machen.«

»Was ist?« Ich schüttelte den Kopf, weil ich im ersten Augenblick nicht wußte, wo ich mich befand.

Auch spürte ich ein Stechen in meinem Schädel. Nachwirkungen der Gluthitze.

»Wir müssen weiter!«

Ich verzog das Gesicht. Suko hatte genau den Satz gesagt, den ich

nicht hören wolle. »Machst du Witze?«

»In der Wüste ist kein Platz dafür«, sagte Cramer. Er wischte den Schweiß aus seinem Gesicht. Ein nutzloses Unterfangen, denn er schwitzte sofort weiter.

Suko stand auf. Ein wenig wacklig war auch er auf den Beinen, räusperte sich und entfernte sich aus dem Schatten. Seine Schritte waren schon wieder elastisch.

Ich schaute ihm nach. Dann hörte ich ihn nur noch. Auch Cramer nickte und stemmte sich auf die Beine. Ich wollte ebenfalls nicht hockenbleiben und ging ihm nach.

Suko hatte einen Felsen erklettert. Er stand dort wie ein Denkmal, schaute nach vorn, »beschattete« seine Stirn mit der Hand und blickte zu den Bergen hinüber, wo unser Ziel lag.

Die Sonne knallte noch immer erbarmungslos vom wolkenlosen Himmel. Wenn ich hochschaute, sah ich einen gewaltigen grellen Stern, der sein Licht immer weiter ausbreitete und vor meinen Augen fast explodierte.

»Siehst du etwas?« rief ich fragend.

»Nein.«

Es wäre auch zu schön gewesen, wenn wir die Zombies jetzt schon hätten stellen können. Leider war uns dies nicht vergönnt, und so mußten wir weiterlaufen.

Die Pause hatte gutgetan, allerdings waren unsere Muskeln verkrampft, und die ersten Schritte glichen einer kleinen Qual. In der heißen Sonne flimmerten die Berggrate. Sie schienen sich zu bewegen, und wir sahen auch die feinen Staubschleier in der Luft liegen, die wie gewaltige Tücher wirkten.

Es ging weiter.

Unser Marsch wurde zu einer regelrechten Schufterei. Schon bald hatte ich wieder das Gefühl, Feuer einzuatmen, wenn ich den Mund öffnete, um Luft zu holen. Es war einfach zu heiß. Vor meinen Augen tanzte manchmal die Landschaft, und wir drei waren wieder in ein verbissenes Schweigen verfallen.

So näherten wir uns Schritt für Schritt unserem Ziel. Staubwolken wirbelten hoch, hüllten uns ein, senkten sich nie, weil sie immer erneut hochgeschleudert wurden.

Es war ein stumpfsinniges Marschieren. Suko hatte wieder die Spitze übernommen, und die Zeit schien stehengeblieben zu sein. Ich sehnte mich nach dem Untergang der Sonne, den ersten kühleren Temperaturen und auch der Kälte der Nacht.

Dann dachte ich an die Zombies. Sie hatten es besser als wir, denn ihnen machten äußere Einflüsse nichts aus. Diesen Wesen war es egal, ob es schneite, stürmte, die Kälte fraß oder die Sonne einen Körper ausdörrte.

Mittlerweile fühlte ich mich wie ein Schwamm, dem man das Wasser entzogen hatte.

Aber auch die Sonne konnte ihrem Kreislauf nicht entgehen. Die Schatten wurden länger. Ein Beweis dafür, daß der glühende Ball weitergewandert war, und die Temperatur kühlte auch ein wenig ab.

Zuvor hatte ich das Gefühl gehabt, als würden meine Lungen platzen, wenn ich einatmete. Nun ging es mir besser, und auf irgendeine Art und Weise fühlte ich mich erfrischt. Vielleicht lag das an dem allmählich abflauenden dumpfen Gefühl im Kopf, denn ich hatte mich wieder einigermaßen erholen können.

Auch die Berge waren nicht mehr so weit entfernt. Wir sahen sie deutlicher. Scharf stachen ihre Spitzen vor dem hellblauen Himmel ab. Wir sahen die gezackte Formation, als hätte eine riesige Handkante in die einzelnen Grate hineingeschlagen.

Auch die Beschaffenheit des Bodens änderte sich. Über Felsgestein schritten wir. Es war vom heißen Wüstenwind blankgewaschen worden. Nur die Felsspalten hatte der Wind noch mit feinem Sandstaub gefüllt.

Obwohl wir das Wasser in der Pause getrunken hatten, fühlte ich mich ausgetrocknet und ausgelaugt.

Wo steckten die Zombies?

Ohne daß wir darüber gesprochen hatten, quälte uns der Gedanke. Unsere Blicke waren starr nach vorn gerichtet. Wie mit Falkenaugen ausgerüstet, suchten wir die Landschaft ab, die ihr Bild verändert hatte. Vor uns lag ein Vorgebirge. Der Weg wurde steiler. Auch wir hatten mehr Mühe, ihn zu gehen. Es gab keine Pfade. Wir kletterten über Steine, liefen regelrechte Sand- und Geröllhalden hoch, während die Sonne immer tiefer sank und die Luft allmählich abkühlte.

Es ging uns besser.

Ein leichter Wind, der sich an den Hängen der Berge gebildet hatte, fiel in das Tal und streichelte unsere Gesichter. Obwohl er noch warm war, empfanden wir ihn als angenehm, unterbrach er doch den Kreislauf der Glutofenhitze.

Unsere Schuhe schlurften über den blanken Fels. Es war einfach zu schwer, in dieser Einöde irgendwelche Menschen zu entdecken, da es zu viele Geländeformen gab.

Dennoch sahen wir etwas.

Suko hatte es entdeckt. Er war stehengeblieben und deutete nach vorn. »Da, seht«, sagte er nur und streckte den rechten Arm aus.

Colonel Cramer und ich blickten in die entsprechende Richtung.

Ich war irgendwie auf den Anblick der Zombies fixiert gewesen. Sie allerdings entdeckte ich nicht.

Dafür brannten sich meine Blicke an dem Zielobjekt fest, das Suko als erster von uns gesehen hatte.

Es war das Fort!
Zum ersten Mal sahen wir es. Und dort mußten wir hin. Die Entfernung konnten wir schwer schätzen. Ob es nun drei Meilen waren, zwei oder fünf, wir konnten es nicht sagen, aber wir hatten einen Hoffnungsschimmer, und der spornte uns an.
Cramer lachte krächzend und hustete danach. »Ich wußte es doch«, sagte er. »Ich habe es genau gewußt. Dieses Fort mußte einfach noch existieren.«
»Und jetzt?« fragte ich.
Cramer hob die Schultern. »Es könnte unter Umständen belegt sein.«
»Das wäre für die Flüchtlinge ideal«, meinte Suko.
»Da können sie sich gegen die Zombies verteidigen«, fügte ich noch hinzu.
Cramer hatte Bedenken. »Falls sie sich dorthin wenden, wo auch die Menschen sind.«
»Keine Sorge, Colonel, die riechen ihre Opfer.«
»Sie haben Erfahrung, Sinclair.«
»Leider.«
»Vielleicht finden wir dort auch Wasser«, sagte Suko, schaute uns an und meinte: »Wir sollten dem Fort einen Besuch abstatten, und zwar so rasch wie möglich.«
»Aber die Waffen bereithalten!« Cramer klopfte auf den Lauf seiner Maschinenpistole. »Ich möchte nämlich nicht von einem lebenden Toten aus dem Hinterhalt angegriffen werden.«
»Fragen Sie mich mal.«
Suko war schon vorgegangen. Auch wir setzten uns in Bewegung. Ich fühlte einen Strom der Kraft, der durch meinen Körper schoß. Auf einmal kamen die Reserven zum Ausbruch. Vielleicht hatte das Erkennen des Ziels dazu beigetragen.
Wir standen dicht davor, und nach unseren Berechnungen mußten die Zombies in der alten Festung lauern, wenn sie den Gesetzen der Hölle folgten.
Wir waren bereit, den Kampf gegen sie aufzunehmen…

***

Die Flüchtlinge hatten Angst. Niemand redete darüber, aber jeder spürte es.
Das Gefühl der Furcht, der tödlichen Beklemmung lag wie ein Schatten über ihnen. Unsichtbar war das Grauen zu einem Gast geworden, und keiner konnte es fortscheuchen.
Sie hatten Wachen aufgestellt. Die Männer patrouillierten auf den Mauern, sprangen manchmal über Krater innerhalb der Wände hinweg und liefen weiter, die Gewehre dabei schußbereit in ihren Händen haltend.

Faradin hatte die Anordnung gegeben, still zu sein. So wenige Worte wie möglich sollten zwischen ihnen gewechselt werden. Man wollte die Zombies nicht unnötig aufmerksam machen.

Die Dunkelheit fiel rasch über das Land. Plötzlich war es finster. Ein schwarzblauer, kalter Himmel spannte sich über den Köpfen der Männer, Frauen und Kinder. Sterne lugten aus ihm wie glitzernde Augen hervor. Der Halbmond stand wie eine aus dem Firmament geschnittene Sichel am Himmel und besaß einen blassen Farbton.

Auch zwischen den Mauern nistete die Dunkelheit. An einigen Stellen war sie weniger tief. Dort reichte das Mondlicht hin und schuf kleine, fahle Inseln.

Obwohl der Brunnen noch vorhanden war, hatten sie kein Wasser gefunden. Der Brunnen stand in der Mitte des Hauptplatzes vor den Baracken, und er ähnelte dem, den die Flüchtlinge auch aus ihrer Oase kannten, die sie verlassen hatten.

Sie hatten sofort nachgeschaut, in die Tiefe geleuchtet und schon bald den Sand und das Geröll gesehen, mit dem der Brunnen bis zu drei Vierteln seiner Höhe ausgefüllt war.

Wenn die Menschen auf- und abgingen, wirbelten ihre Füße den Staub in die Höhe. Im Mondlicht schimmerten die Partikel wie glitzernde Diamanten.

Hin und her schritten die Wärter. Ihre Köpfe bewegten sich. Die Männer schauten zu den Wällen und Mauern hoch, ohne jedoch etwas zu entdecken. Die Zombies schienen sich in Luft aufgelöst zu haben. Obwohl niemand darüber sprach, wußten doch alle, daß die lebenden Toten in der Nähe lauerten. Sie hielten sich bestimmt außerhalb der Mauern in dem zerklüfteten und rauhen Gelände verborgen.

Die Kamele und Ziegen waren angepflockt worden. Sie standen mit hängenden Köpfen. Selbst die Ziegen schienen zu spüren, daß irgend etwas in der Luft lag. Kein Meckern unterbrach die Stille innerhalb der Festungsmauern.

Faradin, der Anführer, hielt sich in den Baracken auf, die noch einigermaßen in Ordnung waren. Er hatte seinen Platz auf dem Wall verlassen, um mit den Frauen zu reden.

Die Flüchtlinge hatten einen großen Raum gefunden. Dort drängten sich Frauen und Kinder zusammen.

Sie standen oder hockten auf dem Boden. Schattenhaft nur waren sie zu erkennen, da niemand wagte, ein Feuer anzuzünden, aus Angst, er könnte sich verraten.

Nur hin und wieder leuchteten ihre Gesichter wie dunkle Flecken, und die Augen darin erinnerten an dunkle Kugeln.

Selbst die Kinder waren stiller geworden. Auch sie ahnten instinktiv, was die Stunde geschlagen hatte.

Faradin nickte, bevor er mit flüsternder, aber sehr eindringlicher

Stimme seine Rede begann. »Ihr wißt alle, auf was es ankommt«, erklärte er. »Draußen warten unsere Feinde. Und das sind keine normalen Menschen, sondern lebende Tote. Der Fluch hat uns erreicht, und wir müssen uns ihm stellen.«

Niemand gab nach diesen Worten Antwort. Nur ein Scharren war zu hören, wenn sich jemand bewegte.

»Ihr solltet zu Allah beten, damit er uns vor dem fürchterlichen Schicksal bewahrt«, sagte Faradin weiter. »Ohne die Macht Gottes ist da nichts zu machen.«

»Weshalb straft er uns so? Was haben wir ihm getan?« hauchte jemand aus der Dunkelheit.

»Es ist Schicksal.«

»Wir haben uns nichts zuschulden kommen lassen!«

Da gab Faradin der Sprecherin recht. »Ihr nicht, aber es gibt andere, die sich nicht an die Gesetze hielten. Sie haben die Hölle herausgefordert, jetzt müssen wir dafür büßen.«

»Wer denn?«

»Es war jemand, der schon längst gestorben ist. Kesefel hat ihn getötet, denn er erfuhr von seinen Machenschaften. Die Alten können sich noch an ihn erinnern. Er kam aus der Wüste, aus dem Nirgendwo in unsere Oase. Es ist schon lange her, und er berichtete, daß er den Scheitan beschworen habe. Ein großer Dschinn wäre ihm erschienen und hätte ihm seine Macht gezeigt. Es herrschte Krieg. Sehr viele Tote hatte es gegeben. Fremde Soldaten, doch sie wurden durch den Dschinn zum Leben erweckt. Da hat der Mensch, er hieß Lachal, dem Satan Treue geschworen. Er bat ihn, Macht über die Zombies zu bekommen. Der Scheitan gab sie ihm, und so zog er mit ihnen durch die Wüste. Die Zombies griffen ihn nicht an. Sie gehorchten ihm, denn sie waren auf der Suche nach dem, was ihr vorheriges Leben bestimmt hatte. Das Flugzeug. Sie wollten es haben und wieder so fliegen wie früher.«

»Sie fanden es, nicht wahr?«

»Ja, es dauerte Jahre, bis es soweit war. In der Zwischenzeit kam Lachal in unsere Oase, wo er mit Kesefel zusammentraf. Lachal wollte die Oase haben. Er stellte Kesefel vor die Wahl, sie ihm und den lebenden Toten freiwillig zu überlassen. Das tat Kesefel nicht. Er tötete Lachal und verscharrte seinen Leichnam in der Wüste. Sicherheitshalber köpfte er ihn, so daß Lachal nicht mehr zurückkehren konnte. Aber die Zombies fand er nicht. Die Wüste hatte sie geschluckt. So vergingen lange Jahre, bis sie wieder zurückkamen und auch ihr Flugzeug gefunden hatten, das sie sogar starten konnten. Dabei schienen sie nicht vergessen zu haben, was Lachal ihnen einmal versprach. Deshalb nahmen sie auch unsere Oase aufs Korn. Sie wollten diesen Flecken Erde überfallen, um uns zu töten. Das alles hat

mir Kesefel noch vor unserem Abmarsch erzählt. Er wollte die lebenden Leichen aufhalten, doch leider ist ihm dies nicht gelungen. Kesefel muß tot sein.«

»Wirklich?« hauchte jemand.

»Ja, sonst hätten uns die Wesen nicht verfolgen können«, erwiderte Faradin.

Die Frauen schwiegen. Sie waren es gewohnt, in dieser Männergesellschaft immer im Hintergrund zu stehen. Fragen zu stellen, war nicht ihre Art. Man hätte es ihnen auch nicht erlaubt. Sie hatten zu gehorchen und keinen Kommentar abzugeben, deshalb schwiegen sie auch jetzt. Nur ein hin und wieder aufkeimendes Schluchzen war zu hören und das schwere Atemholen der geschockten Personen.

Bisher hatten sich die Kinder ruhig verhalten. Nun aber stellten sie Fragen.

Sie wollten wissen, weshalb die Mütter weinten, und Faradin mußte eingreifen, um sie zu beruhigen.

Der Mann ging. Er hoffte, daß die Frauen jetzt Bescheid wußten und sich dementsprechend verhalten würden.

Vor der Baracke blieb er stehen. Sein Blick glitt über den Innenhof. Er sah auch den Brunnen und die Trümmer nahe der Mauern. Die Geschosse hatten sehr große Lücken gerissen. Als Verteidigungswall taugte die alte Festung nicht mehr viel.

Aus der Dunkelheit löste sich eine Gestalt. Es war ein 17jähriger Junge. Er hielt ein Gewehr in der Hand. Die Mündung wies schräg gegen den Himmel. Über den Kopf hatte er eine Kapuze gestülpt, und vor Faradin blieb er stehen.

»Ich habe noch nichts gesehen«, sagte er leise.

»Wir auch nicht. Hast du Angst?«

Der Junge hob die Schultern.

»Sicher hast du Angst. Wir alle leben in einer schrecklichen Furcht. Die Hölle hat sich geöffnet und das Grauen entlassen. In diesen Augenblicken sind wir von Allah verlassen.«

»Aber wir haben nichts getan.«

»Dennoch ist es so schwer, dir eine Erklärung zu geben. Du bist noch zu jung.«

»Ich werde sie töten, wenn ich sie sehe.«

»Ja, wir alle wollen das. Aber vergiß nie, daß sie schon tot sind, mein Junge.«

»Nein, nein…«

Faradin gab dem 17jährigen noch einen Schlag auf die Schulter und verschwand.

Die Frauen hatte er kontrolliert. Jetzt wollte er weiter seine Runden machen.

Auch er hatte sich mit einem Gewehr bewaffnet. Zusätzlich trug er ein scharfes Messer. Wenn die Zombies angriffen, wollte er beides rücksichtslos einsetzen.

Aus dem Dunkel huschte ein Schatten herbei. Er war sehr schnell und strich um die Beine des Mannes. Im ersten Augenblick erschrak Faradin, bis er erkannte, daß es sich bei dem Schatten um einen der Hunde handelte, die zusammen mit ihnen ebenfalls die Oase verlassen hatten. Der Hund blieb vor Faradin stehen, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute zu ihm hoch.

Faradin lächelte. »Gibt acht, du wirst uns schon warnen, wenn sie kommen. Dann bell, mein Kleiner, bell laut, damit es alle hören und wir sie töten können!«

Der Hund bewegte seinen Kopf, als hätte er die Worte tatsächlich verstanden. Danach verschwand er ebenso schnell, wie er aufgetaucht war. Faradin fühlte sich leer und ausgebrannt. Die Last der Verantwortung drückte unsichtbar auf seine Schultern. Er dachte auch an die Vergangenheit, als jemand das Grauen beschworen hatte, das nun die schrecklichen Früchte trug.

Faradin schüttelte den Kopf. Welch eine schlimme Welt, in der selbst Allah sich abwandte.

Aber sie durften nicht verzweifeln und mußten ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Die Zombies waren gefährlich. Solange noch eine Kugel im Magazin der Waffe steckte, würde er nicht nachgeben und diese Bestien töten, bevor sie ihn umbrachten und zu dem machten, was sie selbst waren.

Zu lebenden Leichen!

Und so ging er weiter, drehte seine Runde durch den Innenhof des Forts und suchte auch die Stellen auf, die in absoluter Dunkelheit lagen. Es war die Rückseite der Festung, direkt an die Felswand gebaut. Ein sicherer Abschluß, der garantierte, daß ihnen Feinde nicht in den Rücken fallen konnten.

Wenigstens nicht ungesehen.

Faradin war gespannt. Seine Haut am Rücken hatte sich mit einem Schauder überzogen. Er wußte genau, daß sie nicht mehr weit entfernt waren. Er konnte sie riechen, sie fühlen, und ebenso mußte es ihnen ergehen. Sie waren in der Nähe, denn sie hatten sicherlich nicht vor der halb zerstörten Festung gestoppt.

Wie konnten sie eindringen?

Er überlegte. Die klare und relativ helle Wüstennacht kam den Menschen zugute. So konnten sie auch das sehen, was sich dicht vor dem Fort abspielte. Wenn sich die Zombies näherten, hatten sie hin und wieder freie Flächen zu überqueren. Dann mußten sie einfach zu erkennen sein, falls die Aufpasser wachsam waren.

Faradin ging weiter.

Seine Schritte dämpfte er so gut wie möglich. Am rückwärtigen Teil der Festung war es dunkler.

Die hohen Felswände warfen lange Schatten, die bis in das Fort hineinfielen und es an dieser Stelle ausfüllten. Eine tintige, fast fette Dunkelheit, die sich über alles legte, so daß Faradin nichts erkennen konnte.

Er war ein Sohn dieses Landes, ein Mensch der »kochenden« Wüste, und er war mit der Natur aufgewachsen. Es gelang ihm, Stimmungen einzufangen.

So wußte er auch Anzeichen zu deuten. Ihm war schon Tage zuvor bekannt, wenn sich äußerliche Bedingungen änderten und ein Sandsturm aufkam.

Auch jetzt verließ ihn dieses Gefühl nicht. Er wußte genau, daß Unheil lauerte, und seine Hände umspannten den Kolben des Gewehrs so fest, als wollten sie ihn zerbrechen.

Das Holz war hart und auch glatt. Die Waffe war schon oft von ihm in die Fäuste genommen worden, um sich und andere Menschen zu verteidigen.

Noch bewegte er sich, aber er erstarrte plötzlich, als er das Geräusch vernahm.

Ein Knurren.

Waren die Zombies schon da?

Einen Augenblick später vernahm er den nächsten Laut. Das Knurren ging über in ein schauriges Heulen, das schrill klang und einen Herzschlag später nur noch ein Wimmern war, bevor auch dies verstummte.

Etwas Schreckliches war geschehen.

Faradin wußte dies. Er bohrte seine Blicke in die Dunkelheit, ohne sie allerdings durchdringen zu können. Alles war dicht, einfach zu, von Schatten eingehüllt.

Der Mann bewegte sich voran. Er hielt sein Gewehr schußbereit. Die Mündung stach ins Dunkel, das sich auch nach wenigen Schritten nicht auflöste.

Wo sollte er suchen?

Stimmen wurden laut. Sie drangen aus entgegengesetzter Richtung an seine Ohren. Es war klar, daß auch andere Menschen den Laut gehört hatten. Schließlich war durch ihn die Stille aufgerissen worden.

Gestalten erschienen. Drei Männer huschten herbei, hatten Fragen, die sie flüsternd stellten, doch Faradin schickte sie wieder zurück. »Bleibt da, wo ihr hingehört!«

»Aber das Geräusch…«

»Ein Hund!« Der Einfall war ihm plötzlich gekommen, und er fand ihn gar nicht schlecht. Dieses Heulen hatte tatsächlich von einem der Hunde stammen können.

»War es keine lebende Leiche?«
»Nein!«
Die Männer gingen wieder. Sie ließen Faradin allein zurück, der sich natürlich Sorgen machte. Der Hund hatte nicht umsonst so reagiert und seltsam schrill geheult. Das mußte etwas zu bedeuten haben, und er würde auch weitersuchen und vor allen Dingen forschen, weshalb das Tier diese Laute ausgestoßen hatte.
Schweigen umgab ihn wieder. Nur seine eigenen, schleifenden Schritte waren zu hören, als er weiterging.
Faradin kam nicht sehr weit.
Plötzlich stieß er mit der rechten Fußspitze gegen etwas Weiches, senkte den Kopf und sah vor sich einen Hund. Die Finger des Mannes wühlten durch dichtes Fell, und plötzlich wußte Faradin Bescheid.
Der Hund hatte geheult, und er war getötet worden. Vom wem? Daß es einer der Flüchtlinge getan hatte, daran wollte Faradin nicht glauben. Es kam nur jemand in Frage, der kein Mitleid mit Kreaturen kannte, egal, ob es nun Menschen oder Tiere waren.
Ein Zombie!
Faradin spürte die kalte Hand auf seinem Rücken. In der gebückten Haltung blieb er stehen, und das war sein Fehler.
Der Zombie hatte die Gunst der Dunkelheit ausgenutzt und sich ungesehen hinter den Menschen geschlichen. Dort richtete er sich aus seiner gebückten Haltung auf und griff an.
Er wuchtete seinen Körper nach vorn, die Arme machten die Bewegungen ebenfalls mit, und im nächsten Augenblick umklammerten knöcherne, kalte Totenfinger den Hals des Menschen…

***

Faradin stand für einen Augenblick unbeweglich. Noch immer hatte er sich nicht aufgerichtet. Er konnte es einfach nicht glauben, daß ihn die lebende Leiche in der Gewalt hatte, aber er spürte die harten Finger um seine Kehle und auch die spitzen Nägel, die so tief in die Haut drückten, daß diese zerstört wurde und Blutstropfen aus den kleinen Wunden quollen.
Der Mann stieß ein würgendes Geräusch aus und schüttelte sich, als hätte man ihn mit Wasser übergossen. Dabei wollte er den Zombie nur loswerden und ihn zu Boden schleudern.
In der Kreatur steckte die Kraft der Hölle.
Das merkte Faradin sehr schnell. So stark er sich auch bewegte, die Hände hielten eisern fest, und er nahm auch den Geruch wahr, den der lebende Tote verströmte.
Leichengestank…
Faradin hatte um Hilfe schreien wollen. Er konnte zwar den Mund aufreißen, doch nicht ein Wort drang über seine Lippen. Nur dumpf

klingende Geräusche, würgend und ächzend, mit tierischen Lauten eher zu vergleichen, als mit menschlichen.

Der Druck steigerte sich. Faradin kriegte keine Luft mehr. Hinzu kamen die Schmerzen, und er hatte das Gefühl, als wollte ihm der Zombie den Hals aufreißen.

Wenn ihm in den nächsten Sekunden keine Lösung einfiel, war er verloren. Der Mann wußte dies und griff zum letzten Mittel. Er kantete sein Gewehr um, faßte es mit beiden Händen am Lauf und drehte es so, daß der Kolben zur linken Schulterseite hinzeigte.

Dann wuchtete er ihn über die Schulter hinweg.

Viermal tat er dies, und er hörte die dumpfen Schläge, wenn er seinen Gegner traf.

Auch ein Knirschen drang an seine Ohren. Er mußte irgend etwas getroffen haben, das durch diesen Schlag zerstört worden war. Es interessierte ihn nicht, was es war. Er hämmerte den Kolben weiterhin nach hinten und hatte mit dieser Aktion tatsächlich Erfolg.

Die Hände des Zombies rutschten ab. Langsam geschah dies. Nägel rissen noch Haut mit, und Faradin verbiß sich den Schmerz. Er wuchtete seinen Körper nach vorn, geriet so schneller aus den Totenklauen der lebende Leiche, torkelte einige Schritte, konnte sich erst dann fangen und kreiselte herum.

Das Gewehr hatte er wieder gedreht. Er hielt es im Anschlag und starrte auf das Wesen, das vor ihm stand.

Noch nie hatte er eine lebende Leiche gesehen. Der Zombie bot ein Bild des Grauens. Im Gesicht hatte ihn der Gewehrkolben nachträglich schwer gezeichnet. Seine Kleidung war zerfetzt. In lumpigen Streifen umflatterte sie die helle Haut, und wie ein Koloß walzte der Untote langsam vor.

Sein Ziel war Faradin.

Die Arme hielt er halb erhoben und angewinkelt. Die Hände waren dabei geöffnet. Aus seinem Maul drangen blubbernde Geräusche, und Faradin mußte sich ungemein zusammenreißen, um überhaupt die Nerven zu bewahren.

Man konnte ihn töten, wenn man ihm durch den Kopf schoß!

Daran mußte der Mann immer denken, das hielt er sich vor Augen, als er seine Waffe anhob.

Er hatte Mühe, das schwere Gewehr zu halten. Die Schmerzen tobten in seinem Hals, im Kopf brauste es. Manchmal verschwamm das Wesen vor seinen Au gen, und er hatte Mühe, Kimme und Korn auf das Ziel einzupendeln.

Noch einen Schritt ließ er den Zombie kommen.

Dann schoß er.

Einmal, zweimal!

Die erste Kugel traf nicht richtig, die zweite aber erwischte den

Untoten voll, als er sich unter der Wucht des vorherigen Treffers zur Seite drehte.

Faradin sah ihn taumeln. Das zweite Bleigeschoß hatte ihn dort getroffen, wo er am empfindlichsten war.

Wie eine Gliederpuppe schwenkte er die Arme, riß seinen Körper noch einmal hoch, und Faradin hatte das Gefühl, als wollte sich der Untote auf ihn stürzen.

Er hatte nicht mehr die Kraft.

Vor den Füßen des Bürgermeisters blieb er liegen und rührte sich nicht mehr. Er würde auch nie mehr aufstehen. Das, was in Filmen so oft gezeigt worden war, stimmte.

Faradin stand auf dem Fleck. Er konnte nicht mehr. Das Gewehr wurde plötzlich schwer. Die Arme sanken nach unten, und er konnte die Waffe einfach nicht mehr halten.

Sie fiel in den Staub.

Erst jetzt, als die Spannung ein wenig nachließ, spürte er wieder die Schmerzen. Noch nie hatte sein Hals so gebrannt wie in diesen Augenblicken. Er schien mit flüssigem Feuer gefüllt zu sein und aus tausend Wunden zu bestehen.

Die Schmerzen malträtierten ihn so stark, daß er die heftigen Schritte kaum wahrnahm. Selbstverständlich waren die beiden Schüsse gehört worden, denn die Echos hatten sich innerhalb der Festung fortgepflanzt. Aus dem Dunkel erschienen die Schatten. Stimmen brandeten Faradin entgegen, jemand faßte ihn an, zog ihn zur Seite, und er sah dicht vor sich das bärtige Gesicht seines Freundes.

»Was ist geschehen?«

Faradin konnte nicht antworten. Seine Züge verzogen sich vor Pein, auf den Lippen sprühte Speichel, der sich in seinem Bart festsetzte, und erst jetzt sah der andere das Blut. Es rann aus den zahlreichen kleinen Wunden am Hals, lief in schmalen Streifen so weit, bis es vom Kragen des Hemdes aufgesaugt wurde.

»Du bist verletzt!«

»Kratzer«, stöhnte der Mann.

Dann ein Schrei. »Verdammt, hier liegt einer. Bei Allah, ein Untoter, ein…«

Der Sprecher verschluckte sich, wankte zurück und schlug seine Hände vor das Gesicht. Zusammen mit den anderen Angekommenen bildete er einen Kreis um den vernichteten Untoten.

Vier Männer waren es, die den erledigten Zombie anstarrten. Sprechen konnten sie nicht, und so blieb es Faradin überlassen, die ersten Worte zu sagen und gleichzeitig eine Erklärung abzugeben.

»Er war hier in der Festung!« flüsterte er rauh. »Er hat einen Hund getötet, dann überraschte er mich.«

Nach diesen Worten herrschte Schweigen. Bis jemand fragte: »Woher

ist er gekommen?«

Jetzt war auch Faradin am Ende seiner Weisheit. Er wußte darauf nichts zu sagen.

»Aber er ist tot, nicht wahr?«

»Ja, eine Kugel traf ihn in den Kopf. Nur so kann man sie sich vom Leib schaffen.«

Die anderen nickten. Sie waren stumm. Das Entsetzen hatte sie gelähmt. Bisher war die Ankunft der lebenden Leichen nur reine Theorie gewesen, nun hatte sich für sie alles auf eine schreckliche Art und Weise verändert. Die lebenden Leichen befanden sich innerhalb der Festung. Das stand fest, daran gab es nichts zu rütteln.

Trotz ihrer Aufmerksamkeit hatten sie es geschafft, in den inneren Kreis der Mauer einzudringen, denn die Männer konnten davon ausgehen, daß auch die anderen nicht mehr draußen lauerten.

»Wir müssen etwas tun«, sagte einer von ihnen mit schwacher Stimme. »Verdammt, wir müssen…«

»Ja, ja«, erwiderte Faradin und ließ seine Hände sinken. Für einen Moment schaute er auf die Flächen. Sie waren blutig. »Ich habe mir etwas überlegt. Im Dunkeln sitzen wir hier in der Falle. Wenn wir die Zombies sehen oder frühzeitig genug erkennen wollen, müssen wir Feuer anzünden. Es ist einfach zu dunkel, und sie können überall lauern. Zu viele Schatten, Winkel und düstere Ecken. Deshalb zündet Feuer an. Wir haben Reisig und Holz dabei!«

Die Männer hatten seinen Worten atemlos gelauscht. Danach nickten sie, und ihre Köpfe bewegten sich in der Dunkelheit wie hellere Flecken.

»Beeilt euch«, drängte der Mann noch einmal. »Seid schnell. Es kommt auf jede Minute an!«

Die Worte wurden verstanden. Schemengleich tauchten die Flüchtlinge in der Finsternis unter, die sie schluckte wie ein gewaltiger Tunnel. Daß Faradin einen Zombie erledigt hatte, sprach sich sehr schnell herum. Und auch seine Anordnungen wurden fieberhaft befolgt.

Die Wachtposten auf den hohen Mauerresten schauten nicht nur in das Gelände hinaus, sondern jetzt auch in den Innenhof der Festung. Falls es die Zombies gab, wollten sie sofort schießen.

Sie sahen nichts. Bis auf die hin- und herhuschenden Gestalten, aber die gehörten zu ihnen.

Die Männer hatten gut gearbeitet und die Reisighaufen an den strategisch günstigsten Stellen des Innenhofes verteilt. Die ersten Zündhölzer flackerten auf, kleine Flammen wurden an das Holz gehalten, das pulvertrocken war und sofort Feuer fing.

Lange Arme schossen in die Höhe. Fauchen und Knistern waren zu hören, kleinere Teile platzten weg, und Glutstücke wirbelten in den

nachtdunklen Himmel.

Der brennende Reisighaufen riß eine rote Insel aus der Dunkelheit, die wie ein tanzender Glutball wirkte und sehr lange Schatten warf, die zusätzlich einen gespenstischen Reigen tanzten.

Faradin riß einen Fetzen Stoff aus seinem langen, kittelähnlichen Gewand und band ihn um seinen Hals, um die Blutungen der kleinen Wunden allmählich zu stoppen.

Der nächste Stapel geriet in Brand. Er stand dicht an der Innenseite einer Mauer. Seinen Flammen zuckten hoch und rissen die Silhouette eines Wachpostens aus der Finsternis.

Der Mann drehte sich und schaute ins Feuer.

Deshalb konnte er die Gestalt nicht erkennen, die flach auf der Mauerkrone gelegen hatte und sich nun mit torkelnden Bewegungen aufrichtete. Auch sie geriet dabei in den Randschein der Flammen, und die Ausläufer tanzten über ein völlig entstelltes Gesicht, das zu einer grauenhaften Fratze verzogen war.

Die anderen sahen es.

»Zombie!« brüllte jemand. Der Wärter wirbelte herum.

Da wurde er bereits angefallen. Der lebende Tote war wie ein Raubtier, krallte sich an seinem Opfer fest, das ein Knie hochriß und die Gestalt hart traf. Dennoch ließ sie nicht los. Sie drückte den Mann zur Seite, ausgerechnet nach links, so daß beide den Halt verloren und von der Mauer stürzten.

Ineinander verkrallt fielen sie dem Boden entgegen. Der Wachtposten wußte, was ihm bevorstand.

Er spürte plötzlich die Hitze, schrie noch, und einen Augenblick später fiel er zusammen mit dem Zombie in die Flammen hinein.

Das Reisigholz brach unter dem Gewicht zusammen. Ein wirbelnder Funkenregen tanzte als Wolke über ihnen. Flammen fauchten hoch, griffen über und packten mit ihren gierigen Zungen zu.

Sie machten keinen Unterschied, ob es sich dabei um einen Menschen oder einen Zombie handelte.

Beide wurden erwischt.

Der Mensch schrie. Die anderen sahen ihn schattenhaft. Er schlug mit Armen und Beinen um sich, trat gegen das Holz, schleuderte es in die Höhe, und seine Schreie wurden allmählich schwächer.

Er starb zusammen mit dem Zombie.

Entsetzt standen die Menschen daneben. Keiner hatte noch etwas retten können. Sie hätten in die Flammen hineinlaufen müssen, und das wäre natürlich lebensgefährlich gewesen.

Und so hatten sie das Grausame nur mit ansehen müssen, ohne etwas dagegen tun zu können.

Das Feuer aber brannte weiter, und Faradin überwand seine Starre als erster. Seine laute Stimmte gellte über den Innenhof. »Der

Wachtposten wird ersetzt. Macht euch Fackeln! Geht damit die Wege ab. Vor Feuer haben auch die Zombies Angst. Tötet sie, schießt sie nieder, steckt sie in Brand!«

Seine Rede begleitete der Mann mit wilden Armbewegungen. Das Feuer übergoß sein Gesicht mit einem roten Schein und ließ das Funkeln seiner Augen noch deutlicher hervortreten.

Faradin spürte den körperlichen und den seelischen Schmerz. Verzweifelt warf er sich auf die Knie, ließ das Gewehr fallen, rang beide Hände und flehte zu Allah…

***

Wir waren dem Grauen auf der Spur geblieben!

Auch in der Nacht, denn die kühle Luft erfrischte und mobilisierte Kräfte, an die wir gar nicht mehr gedacht hatten. Wir hatten noch ein paar Schlucke Wasser getrunken und auch unsere Jacken wieder übergestreift.

Die Festung war nicht mehr zu sehen, obwohl wir in einer sternenklaren Nacht wanderten. Am Himmel, der sich so unendlich weit über unsere Köpfe spannte, stand ein fahler Halbmond, umrandet und umkränzt von zahlreichen Sternen.

Ich schmeckte den Staub auf der Zunge. Er klebte überall. Am Mund, der Nase, an unserer Kleidung.

Über Geröll mußten wir absteigen.

Einige Hänge hatten wir bereits hinter uns gelassen. Was im letzten Licht des Tages so nah ausgesehen hatte, war doch weiter entfernt.

Keine Pause mehr.

Das Tempo wurde gesteigert. Wir sprachen auch nicht, denn wir brauchten unsere Luft.

Leider konnten wir uns nicht lautlos fortbewegen. Immer wieder rutschten wir auf kleineren Steinen ab, die hinter uns den Hang hinabrollten. Trotz der Dunkelheit sahen wir die Festung.

Sie stand vor uns wie ein gewaltiger Klotz. Angebaut an einen Berg. Halbzerstört die Mauern, zerschossen, durchlöchert, aber zum Teil noch erhalten.

Auf ihnen bewegte sich etwas.

Suko sah dies zuerst. Er war stehengeblieben, deutete in die Richtung, und wir peilten ebenfalls dorthin.

»Ein Zombie ist es nicht«, hauchte ich.

Suko gab mir recht.

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte Cramer.

»Das erkennen wir am Gang. Zombies laufen nicht so sicher. Die gehen eher schwankend, denn sie haben stets Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Wenn die Leute Wachtposten aufgestellt haben, werden sie wahrscheinlich wissen, wer ihnen auf den Fersen

ist. Vielleicht haben wir auch Glück, so daß sich die Untoten noch außerhalb dieser Fortmauern aufhalten.«

»Das wäre natürlich günstig«, meinte der Offizier und packte seine MPi fester.

Kaum hatte er das getan, als ein Schuß aufpeitschte. Wir hörten das rollende Echo, und da hinein wummerte auch der zweite Schuß.

Wir waren zusammengezuckt. Eine Erklärung hatten wir im ersten Augenblick nicht, aber uns war klar, daß innerhalb der Festung geschossen worden war.

»Die sind schon da!« sagte Suko und ballte die Hände.

Wir hatten es jetzt noch eiliger. Leider ließ das Gelände ein schnelles Laufen nicht zu. Manchmal mußten wir wie Hasen springen, und die Geröllfelder erwiesen sich immer stärker als hemmende Hindernisse.

Der Wind trug auch Stimmen an unsere Ohren. Was die Männer sagten oder sich zuriefen, war leider nicht zu verstehen.

Wir näherten uns mehr und mehr der Festung, über deren Mauern plötzlich ein rötlicher Schein schwebte.

Feuer!

An mehreren Stellen zugleich flackerten die Flammen auf zuckten mit ihren Spitzen über die Mauerkronen. Das war kein normaler Brand, kein Großbrand. Meiner Ansicht nach waren die Menschen auf die Idee gekommen, Feuer anzuzünden, um den Innenhof der halbzerstörten Festung zu beleuchten. Ein guter Gedanke, wie ich fand.

Im nächsten Augenblick sahen wir den ersten Zombie. Ich entdeckte ihn zuerst. Er mußte flach auf der Krone der Festungsmauer gelegen haben, richtete sich auf, gelang so in den Rücken eines Wachtpostens und griff ihn an.

Der Untote überraschte den Mann. Beide konnten sich nicht halten, fielen von der Mauer, und wir hörten die Schreie. Gleichzeitig wölkte ein Funkenregen über den Rand des Walls, und für mich war es der Beweis, daß Mensch und Zombie in die Flammenhölle gefallen waren.

Auch die anderen dachten ähnlich. Colonel Cramer fluchte. Er war bleich im Gesicht, und die Wangen meines Freundes zuckten. Ohne daß wir uns abgesprochen hatten, mußten wir uns eingestehen, zu spät gekommen zu sein. Die Zombies hatten bereits ihre Opfer gefunden.

Ich nickte Suko zu.

Auch Colonel Cramer hielt nichts. Hatten wir vorhin noch auf Untote außerhalb dieser Festung geachtet, so ließen wir es nun sein und jagten, so rasch es ging, unserem Ziel entgegen.

Suko und ich befanden uns ungefähr auf gleicher Höhe, während der Colonel ein wenig zurückgeblieben war.

Mich erwischte es.

Mein Blick war zwangsläufig auf die Festung gerichtet. Ich achtete nicht darauf, wo ich hinlief. Der Fehler stellte sich leider erst heraus, als es zu spät war.

Plötzlich hatte ich keinen Boden mehr unter den Füßen. Ein Schrei löste sich noch aus meiner Kehle, ich riß die Arme hoch, dann verschluckte mich die Tiefe…

***

Ich fiel!

Es war ein Hinabrasen in den tiefen Schacht, hinein in die Dunkelheit, das plötzliche Verschlucken eines gierigen Mauls, und mein Schrei verlor sich in dem engen Tunnelschacht.

Dann erfolgte der Aufprall. Er traf mich an der rechten Seite. Ein ungemein harter Schlag, der mir sehr zu schaffen machte und mich durchschüttelte.

Ich griff um mich. Mein Fall war gebremst worden, und ich bekam etwas zwischen die Hände, das sich durchbog, dann nachfederte, bevor es knirschend aus der Wand riß.

Wieder fiel ich.

Doch nur für einen Moment. Mein rechter Fuß fand Widerstand auf einer aus der Wand ragenden Eisensprosse, so daß ich für einen Moment einen relativ guten Halt hatte und nachgreifen konnte.

Diesmal hatte ich Glück, bekam wieder ein Eisen zwischen die Finger, das auch hielt.

So blieb ich stehen. Die vordere Hälfte meines rechten Fußes auf eine aus der Wand ragende Trittstelle gepreßt und mich mit der Hand festhaltend.

Ich schaute in die Tiefe. Es war nichts zu sehen. Nur diese Dunkelheit, die tief unter mir lag und sich dort zusammenballte. Sie wirkte fast wie ein Brett. Dennoch wußte ich, wie tückisch sie war, und auch mein Halt war nicht gerade der sicherste.

»John!«

Aus der Höhe drang der Ruf an meine Ohren. Ich legte meinen Kopf in eine andere Stellung, blickte hoch und sah verschwommen einen grauen Kreis, der teilweise von einem Gesicht ausgefüllt wurde.

Obwohl die Beleuchtung mehr als mies war, erkannte ich Suko, der jetzt mit der Lampe leuchtete und den feinen Strahl an einer Tunnelwand entlangstreichen ließ.

Mein Herz übersprang einen Schlag, als ich dem Strahl mit den Blicken folgte. Das konnte es fast nicht geben, aber es war leider eine nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache.

Ich hatte bei meinem Fall fast sämtliche aus der Wand ragenden Steigeisen abgebrochen oder herausgerissen.

In die Tiefe war ich gekommen. Hinauf ging es nicht mehr. Die Wand

war zu glatt.

»Ich hänge fest!« rief ich Suko entgegen und mußte husten, weil mir Staub in die Kehle gedrungen war.

»Kannst du denn noch rauf?«

»Nein!«

Suko schwieg, während ich selbst meine Lampe hervorholte und in die Tiefe leuchtete.

In ihrem schmalen Lichtstreifen sah ich die Steigeisen. Wenn ich sehr vorsichtig war, mußte es mir gelingen, bis auf den Grund des Schachts zu gelangen.

»Ich gehe weiter!« rief ich meinem Freund zu.

»Und dann?«

Meine Antwort war reine Spekulation, obwohl ich hoffte, daß sich diese letztendlich als Realität herausstellte. »Vielleicht gibt es vom Grund dieses Schachts einen Geheimgang zur Festung. Möglich ist schließlich alles. Man hat bei dem Bau sicherlich auch an Fluchtwege gedacht, die bei Belagerungen lebenswichtig waren.«

»Dann treffen wir uns also in der Festung«, sagte mein Freund.

»Ich drücke uns die Daumen.«

»Auf geht's.«

Es waren locker dahingesprochene Worte. Dennoch konnten sie unsere Spannung nicht verbergen.

Sehr viel Zeit stand mir zudem nicht zur Verfügung. Wenn es den Zombies tatsächlich gelungen war, in die Festung einzudringen, konnten sie unter den Menschen dort ein grauenvolles Blutbad anrichten. Zum Glück stand ich nicht allein. Suko und Colonel Cramer würden genau wissen, was sie zu tun hatten.

Es ging abwärts.

Sehr vorsichtig mußte ich mich bewegen. Schritt für Schritt nur, und wenn ich Kontakt mit einem der rostigen Steigeisen hatte, hielt ich für einen Augenblick inne, denn ich wollte erst prüfen, wie stark sie sich unter mir durchbogen, bevor ich das Gewicht stärker verlagerte.

Es klappte so einigermaßen. Schon öfter war ich in Schächte gestiegen. Dabei brauchte ich nur an den Leichenbrunnen zu denken, auf dessen Grund ich einen mörderischen Kampf gegen ein widerliches Monster geführt hatte. [1]

Mit jedem Yard, den ich zurücklegte, wurde auch die Luft schlechter. Das Atmen fiel mir sehr bald schwer, und ein leichtes Schwindelgefühl überfiel mich.

Im Schacht mußten sich irgendwelche Gase gesammelt haben, die den Sauerstoffanteil verringerten.

Ab und zu ließ ich die Lampe aufblitzen. Zombies sah ich nicht, aber den Grund des Schachts.

Das war auch schon etwas.

Mein Arm bewegte sich. Der Strahl zuckte über den Grund und leuchtete ihn so mehr aus. Was ich von hier oben erkannte, war Sand. Keine Steine oder Geröll.

Deshalb riskierte ich den Sprung.

Weich kam ich auf, versank bis zu den Knöcheln und schaute im Licht der schmalen Lampe in die Runde.

Es gab eine Öffnung, wie ich es erwartet hatte.

Genau vor mir und etwa hüfthoch existierte sie, wobei hinter der Öffnung ein Gang begann, der in eine mir unbekannte Tiefe führte.

Ohne mir lange Gedanken zu machen, kroch ich heran und entdeckte direkt davor Spuren.

Sie zeichneten sich sehr deutlich ab, und der Sand war noch nicht nachgeflossen.

Für mich gab es nur eine Lösung. Die Zombies hatten den gleichen Weg genommen. Möglicherweise nicht alle, aber zumindest ein Teil von ihnen.

Um in den Gang zu tauchen, mußte ich mich ducken. Jetzt war ich noch froher, die Lampe bei mir zu haben.

Ich ging geduckt weiter. Die Luft verschlechterte sich dramatisch. Sie machte ein Atmen fast unmöglich, und ich bekam Angst, in diesem verdammten Gang zu ersticken.

Aber zurück konnte ich auch nicht. Also kroch ich vor, umhüllt von Staub, Dreck und sandiger Erde, die stetig in meinen Nacken rieselte.

Manchmal kam ich besser voran, immer wenn die Decke höher über mir herwuchs. Dann wieder war sie so niedrig, daß ich kriechen mußte. An diesen Stellen sah ich, daß Menschen oder Wesen, die vor mir den Weg genommen, ihn auch freigeräumt hatten. So konnte ich mich immer wieder durchwühlen und näherte mich meinem Ziel Wie lange ich unterwegs war, dabei des öfteren einen erneuten Anlauf nahm und tiefer in die Finsternis hineinkroch, wußte ich nicht zu sagen. Jedenfalls erreichte mich irgendwann ein Luftzug, der wie ein sachter Finger über mein Gesicht strich.

Sofort hielt ich ein.

Zunächst glaubte ich an eine Täuschung, blieb in der knienden Haltung, hob meinen Kopf an und spürte abermals den Windzug, der über mein dreck- und schweißverklebtes Gesicht glitt.

Nein, ich hatte mich nicht getäuscht!

Irgendwo mußte es einen Ausgang oder so etwas Ähnliches geben. Das wiederum gab mir Hoffnung. Der Weg führte waagerecht weiter. Ich brauchte nicht zu steigen, bis ich plötzlich an das breite Ende des Gangs gelangte.

Im Licht der kleinen Lampe sah ich auch Spuren. Sie befanden sich direkt neben einer Leiter.

Für mich gab es keinen Zweifel, daß die Zombies es geschafft hatten,

über die Leiter in andere Regionen zu entkommen.
In die Oberwelt! Wo die Menschen waren!
Natürlich saß mir die Zeit im Nacken. Dennoch durfte ich mich nicht zu sehr beeilen, sondern mußte sehr vorsichtig sein, da die Leiter schrottreif wirkte. Ich sah angebrochene oder angefaulte Sprossen, auch frische Bruchstellen schimmerten im Licht, ein Zeichen für mich, daß die lebenden Leichen es auch nicht einfach gehabt hatten, über die Leiter zu entkommen.
Ich nahm den gleichen Weg. Sehr behutsam am Beginn. Unter meinen Füßen bog sich die erste Sprosse bereits. Ich befürchtete, daß sie zerbrechen würde, aber sie hielt zum Glück, so daß ich auch die zweite in Angriff nehmen und weitergehen konnte.
Stück für Stück stieg ich höher. Manchmal umfaßte ich auch mit der rechten Hand das brüchige Geländer, wobei einmal ein Splitter in meinen Handballen drang.
Ich schaute hoch.
Ohne Lampe konnte ich nichts erkennen, aber der feine Strahl fiel auf ein offenes Rechteck, an dessen Unterkante die Leiter angelehnt war. Wohin mich der Weg führte, wenn ich durch diese Luke schritt, war mir unbekannt. Allerdings hörte ich Stimmen, und die bewiesen mir, daß die Luke innerhalb der Festung liegen mußte.
Dann war ich also genau richtig.
Vor mir war eine Sprosse zerbrochen. Ihre Stücke lagen irgendwo unter mir am Boden. Ich mußte einen großen Schritt wagen, überquerte den Zwischenraum, nahm auch die nächste Sprosse, schaute wieder hoch und bekam nicht nur große Augen, sondern auch eine Gänsehaut, die über meinen Rücken rieselte.
Sekundenlang hatte ich nicht achtgegeben. Das war ein Fehler, denn am Rand der Luke stand ein Zombie.
Vielleicht hätte mich sein Anblick allein nicht so erschreckt. Ich mußte schließlich damit rechnen, auf Untote zu stoßen.
Vielmehr schockte mich der gewaltige Stein, den er zwischen seinen Pranken hielt, wobei er die Arme allmählich in die Höhe hob, um den Felsbrocken auf mich zu schleudern…

***

Sie hatten den Tod ihres Freundes erlebt und den verbrannten Körper aus den Flammen gezogen.
Mehr konnten sie für den Mann vorläufig nicht tun.
Jetzt warteten sie.
Die Zombies waren da! Sie befanden sich in der Festung. Und wie ein Lauffeuer hatte sich dies herumgesprochen.
Die Männer hielten die Gewehre fester. Wer nicht mit einer Schußwaffe versehen war, hatte sich mit Knüppeln oder festen

Stöcken bewaffnet, um sich durch Schläge der ersten und schlimmsten Angriffe der lebenden Leichen erwehren zu können.

Gesehen hatten sie die anderen Zombies noch nicht. Die Männer konnten sich auch keinen Reim darauf machen, wo die Gestalten hergekommen waren. Sie waren plötzlich dagewesen.

Über dieses Problem zerbrach sich auch Faradin den Kopf, während er mit schußbereiter Waffe über den Innenhof des alten Forts patrouillierte.

Seine Blicke waren überall. Er achtete auf jede verdächtige Bewegung und schaute vor allen Dingen in die Ecken und Winkel, die von den Flammen der vier Feuer nicht richtig ausgeleuchtet wurden.

Da ballten sich die Schatten zusammen, war es düster und unheimlich, doch einen Feind entdeckte der Mann nicht.

Die übrigen Zombies schienen noch nicht da zu sein. Sie hielten sich entweder draußen verborgen oder hatten Verstecke innerhalb der Festung gefunden.

Faradin blieb stehen und schaute zu den Gebäuden hin. Sein Blick hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen.

Die barackenähnlichen Bauten waren zwar flach, dafür standen sie auch wie Kästen übereinander und wurden in den oberen Etagen kleiner. Mit ihren Rückseiten preßten sie sich gegen die Felswand, wobei Faradin einfiel, daß er die oberen Gebäude noch nicht durchsucht hatte.

Die Bauten hatten zwar Öffnungen. Als Fenster konnten sie aber nicht bezeichnet werden, dafür waren sie einfach zu klein. Der Name Schießscharte wäre treffender gewesen.

Miteinander waren die Bauten durch Treppen verbunden.

Faradin nahm sich vor, die Gebäude durchsuchen zu lassen, wobei er sich selbst an die Spitze des Suchtrupps setzen wollte.

Er sprach mit den Wächtern.

Die Männer hatten Furcht. Deutlich war ihnen dies anzumerken. Sie sprachen zwar nicht offen darüber, doch ihren Blicken konnte der Bürgermeister genügend entnehmen. Manchmal war es auch das Zucken der Wangenmuskeln, das darauf hindeutete.

»Wir schaffen sie schon!« sagte Faradin jedesmal zuversichtlich, wenn er mit den Leuten sprach.

»Aber wie sind sie reingekommen?«

Da mußte der Bürgermeister passen.

Er hoffte, daß es die einzige Nacht bleiben würde, in der sie sich in der Festung befanden. Jeder sehnte sich wieder in die Oase zurück. Dort war ihre Heimat, und Faradin hoffte, daß der Verbrannte das letzte Opfer gewesen war.

Er besuchte auch die Frauen.

Sie hockten auf dem Boden, hatten zwei Kerzen angezündet, preßten

ihre Rücken gegen die Wand und schauten aus großen Augen auf den im offenen Türrechteck stehenden Mann. Der Flammenschein tanzte über ihre Gesichter, warf ein zuckendes Schattenspiel auf die Züge, und Faradin las auch in ihren Augen die Angst.

»Ist alles in Ordnung?« fragte er.

Die Frauen reagierten nicht. Sie sprachen kein Wort, nur ihre Mundwinkel zuckten.

»Wir werden sie vernichten!« versprach Faradin. »Zwei sind schon erledigt. Einen habe ich erschossen, der andere ist verbrannt.«

»Und die Schreie?«

Faradin schluckte. Da hatte die Fragende einen wunden Punkt berührt. Die Wahrheit wollte er ihr nicht sagen. Deshalb hob er die Schultern und lächelte bei der Antwort. »Es war ein Zombie, der so schrie, als ihn das Feuer tötete.«

»Die Schreie hörten sich menschlich an!«

»Zombies reagieren manchmal menschlich.« Diese Ausrede klang lahm. Faradin wußte dies. Er hob die Schultern und wandte sich ab, um die Frauen wieder allein zu lassen.

Noch draußen hörte er sie flüstern. Sie schienen seinen Worten nicht zu trauen, aber es war ihm egal. Jetzt brauchte er zunächst einmal Männer, um alle Gebäude zu durchsuchen.

Bis auf die Wachen wollte er sämtliche männlichen Personen zusammentrommeln.

Es blieb beim Vorhaben, denn von den Mauern her erklang ein wilder Warnschrei.

Im nächsten Augenblick knatterten Schüsse.

Peitschende Detonationen rollten durch die Nacht. Faradin stand für einen Moment unbeweglich, dann startete er und rannte mit Riesensätzen auf die Mauer zu, die das Fort noch schützte.

In einer Feuerpause kam er endlich dazu, eine Frage zu stellen. »Was ist geschehen?«

»Wir haben Angreifer gesehen!«

»Wo?«

»Draußen.« Einer der Männer war aufgeregt und deutete schräg in die Tiefe. »Da sind sie aufgetaucht. Zwischen den Felsen hielten sie sich verborgen, dann liefen sie auf das Fort zu…«

»Habt ihr sie getroffen?«

»Wissen wir nicht!«

Faradin war sauer. Noch stand er im Innenhof. Aber er wollte selbst sehen, was da draußen passiert war. Über eine Leiter gelangte er auf die Mauer und blieb zwischen zweien seiner Leute stehen.

Er starrte in die Dunkelheit. »Ich sehe nichts. Wo ist es denn passiert? Wo habt ihr sie gesehen?«

»Da vorn. Sie rannten.«

»Wie?«

»Im Zickzack und sehr schnell.«

Faradin überlegte, während er in die Dunkelheit starrte, die vom Licht des Mondes wie von feinen, langen Vorhängen durchdrungen wurde, so daß er einige Dinge erkennen konnte. »Wirklich sehr schnell?«

»Wenn ich es sage…«

»Dann waren es keine Zombies«, erklärte der Bürgermeister mit fester Stimme. »Zombies laufen anders. Ganz anders. Sie sind nicht so schnell. Sie torkeln. Sie gehen von einer Seite zur anderen und können sich kaum auf den Beinen halten. Nein, ihr habt euch geirrt. Es waren nie und nimmer Zombies.«

»Aber wer sollte denn…?«

»Von uns jedenfalls niemand!«

»Hallo, ihr da oben!« Aus der Dunkelheit schallte den Männern die Stimme entgegen. Die Wächter und Faradin zuckten zusammen, so überrascht waren sie. Sofort wurden die Gewehre geschwenkt, wobei die Mündungen ungefähr in die Richtung wiesen, aus der die Schreie aufgeklungen waren.

»Nicht schießen!« zischte der Bürgermeister.

Die Männer hielten ihr Feuer. Nur ihre Gesichter wirkten hart und gespannt. Die Haut hatte einen rötlichen Touch bekommen, denn der Widerschein des Feuers traf auch die auf der Mauer stehenden Wachtposten.

»Wer bist du?« schrie Faradin.

»Kein Zombie!« klang die Antwort zurück. Sie drang aus der Richtung, wo sich schwarz und dunkel innerhalb der Finsternis ein großer Felsen abhob. Hinter ihm mußte der Fremde Deckung gefunden haben.

»Gib dich zu erkennen!« verlangte Faradin.

»Ich bin Colonel Cramer. Zusammen mit einem Kameraden sind wir den Zombies auf der Spur und wollen sie vernichten. Wir waren auch schon in der Oase und haben einen Toten gefunden.«

»Kesefel!« flüsterte Faradin und hörte die nächsten Worte überhaupt nicht, weil ihn der Schmerz übermannte. Erst als Cramer eine weitere Frage stellte, wurde er aufmerksam.

»Können wir zu Ihnen kommen? Wir sind gut bewaffnet und würden Sie unterstützen!«

Nicht nur Faradin, auch die Wärter fühlten sich angesprochen. Aber sie sagten nichts, sondern überließen ihrem Bürgermeister die Entscheidung, der wirklich um jeden Helfer froh war.

»Ja, kommt her!« rief Faradin. »Aber hebt die Hände über den Kopf. Ich will euch sehen.«

Hinter dem Felsen bewegte sich etwas. Im nächsten Moment

erschienen die beiden Gestalten, umrundeten den großen Felsen und hielten tatsächlich die Hände über den Köpfen.

Faradin schaute sehr genau. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse sah er seine erste Annahme bestätigt. Diese Männer waren keine Zombies. Einer von ihnen trug sogar die Kampfuniform eines Soldaten und hatte eine Maschinenpistole bei sich.

Der andere war nicht so schwer bewaffnet.

»Haltet sie in Schach!« ordnete Faradin an. »Ich werde den beiden entgegengehen.«

Die Männer nickten. Sie schauten Faradin nach, wie er verschwand und trotz seiner nicht mehr jungen Jahre die Leiter geschmeidig hinabkletterte. Der Kampf gegen die Zombies beflügelte ihn stark.

Am Tor erwartete Faradin die Männer. Gesehen hatte er die beiden noch nie. Als er sie aus der Nähe anschaute, stellte er fest, daß es sich bei dem einen um einen Chinesen handelte. Der andere war ein Weißer, ein Europäer. Die beiden hatten keine Angst. Faradin wußte solche Menschen einzuschätzen. Er entdeckte den entschlossenen Ausdruck in ihren Augen, und die Mündung des Gewehrs sank nach unten.

»Ich bin Faradin«, sagte er schlicht, »und führe die Männer hier.«

Cramer stellte sich vor, auch Suko sagte seinen Namen.

»Wo kommt ihr her?«

Diesmal gab der Inspektor die Antwort. »Es ist eine lange Geschichte«, erwiderte er, »und sie hat einiges mit den Zombies zu tun, auf deren Spur wir uns gesetzt haben.«

»Ihr habt sie verfolgt?«

»Ja, wir mußten es.«

In den nächsten Minuten erfuhr der Mann eine erstaunliche Geschichte. Auch andere gesellten sich zu den Ankömmlingen und lauschten ebenfalls. Sie schüttelten staunend die Köpfe, als sie hörten, daß es noch einen dritten Mann gab, der sich auf die Spur der lebenden Leichen gesetzt hatte, und daß dieser Mann es von einer anderen Seite versuchen würde.

»Durch einen Schacht?« fragte Faradin.

»Ja.«

»Den haben wir nicht gesehen.«

Suko sagte: »Dann wissen Sie wenigstens, wie die Zombies in die Festung gekommen sind.«

»Wir müssen den Ausgang des Schachts finden.«

Niemand widersprach Faradins Worten. Suko und Cramer erfuhren, daß die Männer die Festung noch nicht bis in alle Winkel und Ecken durchsucht hatten.

»Das werden wir jetzt nachholen«, erklärte der Offizier. »Wir müssen Suchtrupps zusammenstellen. Nur so können wir sie packen. Die Brut

muß vernichtet werden.«

Dagegen hatte niemand etwas. Faradin fragte noch einmal nach Kesefel.

»Er wollte die Zombies aufhalten«, wurde ihm geantwortet. »Ist jedoch einer von ihnen geworden.«

Suko hob die Schultern. »Es tut uns leid, aber wir konnten nichts machen.«

»Ja, sie sind schon schlimm.«

Suko und Cramer schauten über den Innenhof. Die Feuer brannten noch ziemlich hoch. Es war eine gespenstische Szene. Die Kälte der Nacht hatte sich wie eine Klammer um die Menschen gelegt.

Vor ihren Lippen dampfte der Atem.

Über allem lag eine Atmosphäre der Angst, des Grauens und der klammen Erwartung.

Die Untoten waren da. Jeder spürte es, jeder wußte es, nur hielten sie sich so versteckt, daß sie im Widerschein der tanzenden Flammen nicht entdeckt werden konnten.

»Sie kennen sich aus, Faradin«, sagte der Colonel. »Stellen Sie die Gruppen zusammen.«

Das tat der Mann.

Suko und Cramer trennten sich. Der Colonel blieb bei der kleineren Gruppe. Suko kümmerte sich um den großen Trupp.

Von zwei Seiten aus wollten sie die Suche beginnen und die Zombies quasi in die Zange nehmen.

Alles wurde von Cramer militärisch durchdacht. Suko aber dachte an einen anderen.

An John Sinclair!

***

Es war mein Pech und auch mein Glück zugleich, daß ich den Untoten so rasch entdeckt hatte und dieser sich noch in der Bewegung befand. Das heißt, er mußte den schweren Stein erst über den Kopf hieven, um ihn mit entgegenschleudern zu können.

Das nahm Sekunden in Anspruch. Eine Zeit, die ich unbedingt nutzten wollte.

Mit der linken Hand klammerte ich mich an einer weichen Sprosse fest, während meine rechte unter der Jacke verschwand und auf den Griff der mit Silberkugeln geladenen Beretta klatschte.

Es war eine traumhaft sichere Bewegung. Ich konnte nicht zählen, wie oft ich schon die Pistole gezogen hatte. Jedenfalls war mir diese Bewegung in Fleisch und Blut übergegangen, und ich war schnell wie immer, wenn es um Sekunden ging.

Ich zog und schoß.

Dumpf hörte sich der Knall an. Die dicken Wände verschluckten ihn,

aber ich sah, daß der Zombie getroffen worden war. In der Körpermitte hatte ihn die geweihte Kugel erwischt. Für einen Moment blieb er stehen wie ein Denkmal.

Den Stein und seine Arme hatte er nicht so hoch bekommen, daß sie über dem Kopf schwebten. Es fehlte noch ein wenig. Und nun verließ ihn die Kraft.

Er ging einen Schritt zurück.

Dennoch hatte ich Angst, daß er den Stein noch mit letzter Kraft auf mich zuschleudern könnte.

Dies geschah zum Glück nicht, denn seine Hände sanken genau in dem Augenblick nach unten, als er fiel.

Den Stein ließ er los.

Er wuchtete auf den halbverwesten Körper des Zombies. Und dort blieb er auch liegen, dicht am Rand der Luke.

Ich hatte es geschafft.

Meine Silberkugel war stark genug gewesen, um den Zombie zu vernichten. Mit einer normalen Bleikugel hätte ich seinen Kopf treffen müssen, das geweihte Silber jedoch reichte aus, um ihn auch zu zerstören, wenn es ihn woanders erwischte.

Der Zombie lag vor der Luke. Ich kletterte die restlichen Sprossen in die Höhe. Es war ein mühsames Unterfangen, denn hier oben waren die Sprossen einfach weicher, aber sie hielten. Zudem gelang es mir, mein Gewicht gut zu verlagern.

Über die Füße des erledigten Zombies glitt ich hinweg und blieb neben ihm hocken.

Die Arme hatte er ausgebreitet. Ich konnte in sein Gesicht schauen und empfand diese Visage als widerlich. An der Schulter hatte er eine Verletzung. Sie mußte schon sehr alt sein. Der blanke Knochen schaute hervor. Er war vom Himmel gefallen. Endlich das große Aus für ihn und ein Gegner weniger.

Tief atmete ich ein, drehte mich um und schaute im schmalen Licht der Lampe nach, wo ich mich überhaupt befand.

Es war ein kleiner Raum, in den mich mein Weg geführt hatte. Außer der Luke existierte noch eine zweite Öffnung, die man ohne weiteres als Tür bezeichnen konnte.

Sie führte in die Nebenkammer.

Wenige Schritte brachten mich dorthin. An der Wand lehnten einige Säcke. Sie stanken faulig. Zwei zerbrochene Stühle sah ich ebenfalls und auch den Durchgang zum Nebenraum. Sehr schnell wurde mir klar, wo ich gelandet war.

In einem Soldaten- oder Barackenlager. Denn in diesem Gebäude befanden sich zahlreiche kleine Räume, in der wohl die Fortbesatzung gehaust hatte.

Überreste einer schrecklichen Zeit entdeckte ich. Dinge aus einem

Krieg, der mehr als 40 Jahre zurücklag. Einige Spinde waren heil, die Möbel zum Großteil zerbrochen.

Stühle und Tische lagen in ihren Fragmenten am Boden, und ich schaute auch durch die kleine, schießschartenartigen Luken nach draußen auf den Vorhof der Festung, wo ich den flackernden Schein tanzender Feuer entdeckte.

Ich hatte die Festung noch nie von innen gesehen und mußte mir zunächst ein Bild machen.

Es stand fest, daß ich mich ziemlich hoch befand. Nicht auf einem Niveau mit dem Boden, so daß ich von oben herab auf die Feuer schauen konnte und auch einige Menschen sah.

Sie patrouillierten auf und ab. Ihre Gewehre hielten sie schußbereit. Wie sie gingen, erinnerten sie mich an sehr wachsame Soldaten, die auf den Feind lauerten.

In diesem Fall waren es die Zombies.

Einen hatte ich ausschalten können. Wie viele von ihnen noch umherliefen und wo sie sich verborgen hielten, wußte ich nicht. Bisher war ich von Zimmer zu Zimmer gegangen, wobei ich einen Gang, wie man ihn normalerweise von diesen Kasernen her kennt, nicht entdeckt hatte. Aber ihn mußte es geben, dessen war ich sicher.

Ich suchte einen zweiten Ausgang, fand ihn und ebenfalls den schmalen Gang, der in zwei Richtungen führte.

Ich entschied mich für die rechte.

Überall lagen Staub und Dreck. Lampe und Pistole hielt ich in den Händen. Durch den fingerbreiten Strahl wallten die von meinen Schuhen hochgewirbelten Staubwolken als träge Gebilde und reizten mich auch zum Husten.

Ich unterdrückte das Gefühl. Sollten die Zombies irgendwo in der Nähe lauern, wollte ich mich nicht unbedingt jetzt schon verraten.

Es gab eigentlich keine Verstecke. Keine düsteren Winkel oder herumstehende Gegenstände, hinter denen sich die Zombies hätten verbergen können.

Sie mußten ein anderes Versteck gefunden haben.

Wie eine hohe, gespenstische Gestalt schlich ich durch die Staubschleier und gelangte dorthin, wo sich der Gang öffnete und in einen Raum auslief, der irgendwie einem Treppenflur glich, denn eine Treppe führte auch in die untere Etage.

Sie war noch erhalten. Zudem bestand sie nicht aus Holz, sondern aus Stein.

Plötzlich hörte ich Stimmen.

Sofort löschte ich die Lampe. Es waren fremde Laute, die da an meine Ohren drangen. Wer sie gesprochen hatte, wußte ich nicht, zudem konnte ich wegen der Dunkelheit niemanden sehen.

Dafür hörte ich Schritte und Geräusche, die entstehen, wenn

Waffenstahl gegen Wände schrammt.

Ein Trupp kam die Treppe hoch.

Ich hielt den Atem an. Wieder kratzte es in meinem Hals. Auch die Nasenschleimhäute waren gereizt, und bevor ich mir in einer Niesexplosion Luft verschaffte, sah ich noch den flackernden Fakkelschein, der sein rotgelbes Licht über die Stufen warf.

Das Niesen glich einer kleinen Detonation. Ich hatte es nicht länger zurückhalten können, schüttelte mich, und im nächsten Moment vernahm ich eine Stimme, die mich beruhigte.

Es war Suko, der die Treppe hochschrie und gleichzeitig andere meinte. »Nicht schießen!«

»Suko!«

»John!«

Wir hatten uns gegenseitig zugerufen. Plötzlich erschien mein Freund aus dem Staubschleier. Sein Gesicht strahlte. Ich sah es im flackernden Schein des Feuers.

Einen Moment später lagen wir uns in den Armen.

»Verdammt, du hast es geschafft«, sagte mein Freund.

»Ja, und einen Zombie erledigt.«

»Wo?«

Ich erklärte es ihm.

»Jetzt wissen wir auch, wie die lebenden Leichen in das Fort dringen konnten«, sagte ein bärtiger Mann, der sich neben Suko aufgebaut hatte und ein Gewehr in der Hand hielt.

Ich wurde ihm vorgestellt und erfuhr, daß der Mann so etwas wie der Bürgermeister der Oase war und Faradin hieß.

Tief atmete ich ein. Noch immer kitzelte Staub meine Kehle, so daß ich mich freihusten mußte.

»Die Räume sind leer«, berichtete ich und deutete hinter mich. »Ich habe wirklich alles durchsucht.«

»Wo können sie dann stecken?« fragte Suko, wobei er Faradin anschaute.

Der hob die Schultern. »Es ist uns noch nicht gelungen, das Fort genau zu durchsuchen.«

»Mit wie vielen Zombies haben wir es überhaupt zu tun?« wollte ich von ihm wissen.

»Keine Ahnung.« Die Antwort kam von Suko, doch der Bürgermeister wollte sich damit nicht zufriedengeben.

»Wir können nachzählen.«

»Wissen Sie denn…?«

Er unterbrach mich durch sein Nicken. »Natürlich weiß ich es, Mister Sinclair«, erwiderte er in seinem kehligen Englisch. »Wir haben alles genau festgehalten, weil wir sie ja sehen konnten. Es waren acht, die uns verfolgt haben. Drei konnten wir erledigen. Einen habe ich

erschossen, der zweite ist verbrannt, und den dritten haben Sie erwischt. Bleiben noch fünf.«

»Und das sind fünf zuviel«, sagte Suko.

»Genau!«

Wo sollten wir anfangen? Niemand wußte etwas Konkretes. Ich aber stellte Überlegungen an und ging davon aus, daß die Zombies sich zumeist in der Nähe von Menschen aufhielten.

»Das müssen sie einfach«, sagte ich. »Menschen sind ihre Opfer, und sie werden sich immer die aussuchen, die am wenigstens geschützt sind. Wer kann das sein?«

Wir überlegten eine Weile und kamen zu dem Entschluß, daß es die Frauen und Kinder waren.

Ich spürte plötzlich den Klumpen, der in meinem Magen lag, und fragte mit rauher Stimme: »Werden die Frauen bewacht?«

»Eigentlich nicht«, gab Faradin zu.

»Dann müssen wir…«

In diesem Augenblick hörten wir die Schüsse. Sie klangen dumpf, denn sie wurden durch die Mauern gedämpft. Es war ein hartes Knattern, das entsteht, wenn eine MPi schießt.

Meine Nackenhaut zog sich zusammen. Ich dachte sofort an Cramer. Wahrscheinlich hatte er zusammen mit seiner Gruppe die Zombies gefunden und befand sich nun im Kampf.

Wir kehrten um. In diesem Bau waren wir nur mehr Gefangene. Hier konnten wir nicht agieren.

Als wir die Treppe hinabliefen, behinderten wir uns wegen der Enge gegenseitig und hofften, daß wir nicht zu spät kamen…

***

Colonel Cramer und seine Crew hatten sich den Innenhof des Forts ausgesucht. Der Offizier ging davon aus, daß es eigentlich nur zwei Verstecke für die Zombies gab.

Entweder draußen oder im Innern der Gebäude.

Vier Leute hatte er bei sich. Davon trug nur einer ein Gewehr, die anderen waren mit harten Knüppeln bewaffnet.

Cramer fiel auf, daß aus einer offenstehenden Tür ein rötlicher Lichtschein sickerte und ein zuckendes Schattenmuster vor den Ausgang warf. Er blieb stehen. »Was befindet sich in dem Bau?«

Einer aus der Gruppe sprach Englisch. »Die Frauen und Kinder. Wir haben Sie dahin gebracht.«

Cramer schaute den älteren Mann an. »Schutzlos?«

»Ja, wir…«

»Das war ein Fehler.« Der Offizier nickte hart und bedeutete den anderen, auf ihn zu warten, während er mit forschen Schritten auf den schmalen Bau zuging.

Kurz vor dem Eingang wurde er langsamer, stoppte schließlich und schaute in den vom Schein der Kerzen nur spärlich mit Licht ausgefüllten verliesartigen Raum. Langsam schob er den Lauf der MPi vor.

In dieser Haltung blieb er stehen. Wachsam, gespannt, den Finger am Drücker.

Vor sich sah er die Frauen und Kinder. Noch immer hockten sie am Boden, die Augen weit geöffnet. Furcht und Angst standen in den Blicken zu lesen, die Lippen zuckten, die Muskeln an den Wangen bewegten sich voller Hektik.

Jetzt sahen sie plötzlich den Fremden, der groß und wuchtig im Türrechteck stand.

»Nicht weiter!«

Es waren zwei hastig ausgestoßene Worte, die Cramer zwar vernahm, aber nicht so verstand, wie sie gemeint waren.

Als Warnung.

Er ging vor.

Einen kleinen Schritt, danach den zweiten, und er trat genau in sein Verhängnis.

Sie hatten auf ihn gelauert. Mit dem ihnen ureigenen Instinkt wußten sie genau, wie sie eine Falle aufzubauen hatten, und sie wußten ferner, wer ihnen gefährlich werden konnte.

Zu fünft waren sie, und sie hatten sich rechts und links der offenen Tür gegen die Wände gepreßt, wobei sie im toten Winkel standen und die Frauen als Opfer erst einmal vergessen hatten.

Nun stürzten sie vor.

Cramer wurde überrascht. Er sah noch die Schatten. Ihm wurde einiges klar, dann wuchteten die Körper auf ihn zu und rissen ihn zu Boden.

Cramer wehrte sich. Er zuckte, wollte um sich schlagen, doch die schweren Körper der lebenden Leichen drückten ihn hart nieder, so daß er zu Boden gepreßt wurde.

Jemand riß ihm die MPi aus der Hand.

Fauchen, Flüstern und Keuchen erfüllten den Raum. Cramer kämpfte. Er schaffte es auch, seinen Körper ein wenig in die Höhe zu drücken, hob den Kopf und sah sehr dicht vor sich das teigige, fast zerlaufene Gesicht eines untoten Soldaten.

Der hatte die Maschinenpistole.

Zweimal schlug er zu. Nicht mit dem Lauf, sondern mit dem Griff. Es waren harte, wuchtige Schläge. Den ersten spürte Cramer noch, den zweiten nicht mehr, denn er war bereits tot, und die Zombies schleiften ihn in den Hintergrund des Raums.

Die Kerzen verlöschten.

Dunkelheit breitete sich aus.

Die Frauen und Kinder starben fast vor Angst. Sie konnten so gut wie nichts sehen, sie hörten nur Geräusche, die so schrecklich waren, daß sie diese nie in ihrem Leben vergessen würden.

Und draußen warteten die anderen vier. Sie hatten nicht in die Baracke hineingeschaut, sondern über den Innenhof des Forts. Erst als der Kerzenschein verlöscht war, fiel ihnen auf, daß etwas nicht stimmte. Gegenseitig machten sie sich aufmerksam, besprachen sich, und ein jeder hatte Angst, genauer nachzuschauen.

»Wir sollten Faradin fragen!«

»Er ist nicht da.«

»Dann schauen wir selbst nach.«

»Und wer?«

»Der mit dem Gewehr. Du mußt gehen, Hassan!«

Hassan wurde blaß. Es paßte ihm nicht, daß sie ausgerechnet ihn ausgesucht hatten. Er schüttelte den Kopf. Er wollte einfach nicht, aber die anderen drängten ihn.

»Wir haben nur Knüppel. Schau wenigstens nach, was mit dem fremden Soldaten ist.«

Hassan ließ sich überreden. Er drehte sich um. Seine Schritte waren zögernd und ängstlich, als er sich dem Eingang näherte. Das Gewehr zitterte in seinen Händen.

Wie Cramer blieb er ebenfalls stehen, hörte seltsame Laute, bekam eine Gänsehaut und vernahm das Schluchzen der Frauen.

»Sie sind da!«

Die Stimme war wie ein ängstlicher Hauch, der ihm entgegenschwang und ihn gleichzeitig warnte.

Hassan wollte zurück.

Da war die Knochenklaue. Wie eine Schlange schob sie sich über den Boden und packte zu.

Hassan hatte in den Raum hineingestarrt und nicht zu Boden geschaut. Deshalb konnte sich die Klaue auch um seinen Knöchel klammern und anfangen zu reißen.

Er schrie noch auf. Im nächsten Augenblick verlor der den Boden unter den Füßen, warf die Arme in die Luft, knallte mit Schulter und Hinterkopf gegen die Türecke und drückte instinktiv ab.

Durch seine Fallbewegung war auch die Mündung aus der eigentlichen Richtung gekommen. Die Kugel pfiff in den Nachthimmel und richtete keinen Schaden an.

Hassan lag am Boden.

Auch die Wächter waren aufmerksam geworden, trauten sich aber nicht, ihre Stellungen auf der Mauer zu verlassen, sondern schrieen rüber und wollten wissen, was geschehen war.

Niemand konnte ihnen eine Antwort geben. Auch Hassans Kollegen nicht, die der Vorgang entsetzt hatte.

Sie stürzten noch auf ihren Freund zu, und sie hielten Knüppel in ihren Fäusten.

Damit schlugen sie.

»Hilfe!« Aus Hassans Mund drang ein Schrei. Er spürte den Druck an seinem linken Fußknöchel und merkte, daß er in das Innere des Gebäudes gezogen werden sollte.

Wenn das geschah, war er verloren.

Er hörte die dumpfen Laute, die entstanden, als seine Freunde auf den Zombie einschlugen. Die Frauen und Kinder begannen zu schreien, und er verlor jegliche Hoffnung.

Doch er hatte Glück.

Plötzlich löste sich die Klaue des Zombies von seinem Knöchel. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte er wieder Luft, und er schaffte es, sein Bein anzuziehen.

Hassan rollte sich aus der Gefahrenzone. Dabei jammerte er, wurde von seinen Freunden gepackt und von dem düsteren Bau weggezogen.

Einer drehte sich um. Er winkte mit beiden Armen den Wachtposten auf der Mauer zu und schrie dabei: »Kommt, los! Ihr müßt schießen!«

Die Männer blieben nicht mehr oben. Über die Leitern stürzten sie förmlich dem Innenhof entgegen.

Hassan hatte sich ein Gewehr geschnappt. Er dachte an die Frauen und Kinder, die den Zombies schutzlos ausgeliefert waren. Er hörte ihr Jammern und das wilde Schreien, sah in der Dunkelheit die schattenhaften Bewegungen und glaubte fest daran, daß innerhalb des Baus der Überlebenskampf der Menschen begonnen hatte.

In dieser Hölle wollte er nicht stecken. Die Mündung zielte auf den offenen Eingang, während aus dem Hintergrund die Wachtposten herbeieilten.

Auch die Zombies kamen.

Hassan wollte schon feuern, als er seinen Finger im letzten Augenblick vom Drücker nahm.

Nein, das war kein Zombie, der im Eingang erschien. Es war ein Offizier, der mit den anderen gekommen war und mit marionettenhaften Schritten vorging, den Bau verließ und auch in den Randschein der Feuer geriet, wie auch die Männer aus der Oase.

Seine Maschinenpistole hatte er wieder an sich genommen. Die Waffe schwankte in seinen Händen, und Hassans Blick fiel auf das Gesicht des Mannes.

In diesem Augenblick erkannte er seinen furchtbaren Irrtum. Er sah das viele Blut, das in langen, dunklen Streifen aus einer klaffenden Wunde in Stirnhöhe lief.

So etwas konnte keiner überleben.

Doch der Mann lebte.

Demnach war er kein Mensch, sondern ein Zombie!

Und er würde auch so handeln wie ein lebender Toter. Er hatte sich das genommen, worauf er sich in seinem Leben schon so verlassen hatte. Die Maschinenpistole.

Und er drückte ab!

Hassan sah noch die fahlen Mündungsflämmchen. Seine Augen weiteten sich, dann spürte er die wuchtigen Schläge.

In die Brust trafen sie ihn, und sie schmetterten ihn nach hinten. Vor seinen Augen explodierte die Welt. Tot fiel er auf den Rücken und blieb zwischen seinen anderen Freunden liegen.

Die herbeistürzenden Wachtposten und Hassans Begleiter merkten die tödliche Gefahr, in der sie urplötzlich schwebten. Sie hatten ihren Freund zusammenbrechen sehen und starrten auf das Monstrum mit der MPi, das einmal ein Mensch gewesen war.

Hinter Cramer drängten die übrigen Zombies aus dem Bau. Sie stießen sich gegenseitig an. Ihre Bewegungen waren torkelnd, schwankend, und sie wurden durch das Feuer der MPi gedeckt.

Cramer schwenkte seine Waffe. Zum Glück war er nicht mehr so schnell wie als Mensch. Er bewegte sich zeitlupenhaft, als müßte er immer erst überlegen, ob er etwas tun sollte oder nicht.

Eine zweite Garbe verließ die Waffe.

Wieder zuckten Mündungslichter auf. Blasse Flammen, fahl leuchtend, und die Schußdetonationen zerrissen abermals die Stille der Nacht. Von links nach rechts schwenkte er die Waffe, und die gefährlichen Geschosse pfiffen über die Köpfe der Männer hinweg.

Die Leute hatten sich zu Boden geworfen. Die Angst saß ihnen im Nacken. Sie robbten wie Kriechtiere über den weichen Boden, suchten verzweifelt nach irgendwelchen Deckungen, hinter denen sie sich verbergen konnten, um dem tödlichen Hagel zu entgehen.

Die MPi in den Händen des Zombies sank nach unten. Noch immer schleuderte sie das Blei hinaus.

Die Zombies drängten weiter vor. Sie hatten die Frauen und Kinder zunächst einmal in Ruhe gelassen. Wahrscheinlich wußten sie, daß ihnen diese Personen nicht mehr entkommen konnten.

Zu fünft quollen sie aus der offenen Tür. Mit dem schießenden Cramer waren sie sechs.

Gefährliche, mörderische Bestien, die auf nichts Rücksicht nahmen.

Ein gellender Schrei zitterte über den Innenhof. Einer der Männer hatte ihn ausgestoßen, weil er von einer Kugel erwischt worden war.

Wie leergefegt wirkte der Platz vor dem Bau. Bis auf die sechs Zombies. Sie hatten einen Halbkreis gebildet, und diesen gingen sie auch weiter vor.

Sehr kleine Schritte machten sie. Gestalten, die aus einem Alptraum gestiegen sein mußten.

Schrecklich anzusehen in zerrissenen, verdreckten Uniformen, wobei

zwei von ihnen noch Stahlhelme auf dem Kopf trugen. Die Gesichter darunter leuchteten bleich. Sie waren zum Teil aufgedunsen wie Ballons. Mit Armen und Beinen schlenkerten sie, und sie hatten Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Manchmal gingen sie ruckweise vor, als hätten man ihnen Stöße in den Rücken verpaßt.

Die ersten Schüsse fielen.

Es waren die Wächter, die auf der Mauer gestanden hatten und sich nun wehrten.

Faradin hatte ihnen gesagt, wie man die Bestien töten konnte. Aber Theorie und Praxis sind zweierlei.

Zwar schossen sie, und sie trafen auch, aber nicht dort, wo es am günstigsten war. Die Kugeln hieben in den schwammigen Körper, stießen die Zombies zu Boden, doch sie rollten sich zur Seite und erhoben sich wieder.

Einer hatte Glück.

Eine Kugel hieb genau unter den vorderen Rand eines Stahlhelms und tötete die lebende Leiche. Sie klatschte rücklings in den weichen Sand und erhob sich nicht mehr.

Mit Cramer standen nur noch fünf Zombies auf dem Hof. Und Cramer war es, der sich wieder an etwas erinnerte.

Es waren die Handgranaten, die er bei sich trug. An seinem Gürtel waren fünf dieser tödlichen Metalleier befestigt. Wie er damit umzugehen hatte, das war ihm als Mensch beigebracht worden, und er begab sich daran, die erste Granate zu lösen…

***

Es war eine Szene wie aus einem Alptraum. Wir standen in Deckung einer Mauer, beugten uns vor, so daß wir um die Ecke schauen konnten und unser Blick frei in den Innenhof fiel, wo sich die schaurigen Gestalten versammelt hatten.

Leider waren wir zu spät gekommen. Es war uns nicht möglich gewesen, den Menschen zu retten, der von den Kugeln der MPi getötet worden war. Der größte Schock für uns hatte einen Namen.

Colonel Cramer!

Daß er zum Zombie geworden war, konnten weder Suko noch ich so schnell fassen. Er mußte einfach zu unvorsichtig gewesen sein, so daß ihn die Bestien erwischen konnten.

Wir sahen ihn stehen.

Mondlicht fiel auf seine Gestalt. Das Licht füllte den Innenhof des Forts mit einem seltsamen Licht, das wie eine blasse, fahle Decke wirkte. Wir sahen ihn zwar nicht überdeutlich und scharf, konnten dennoch die dunklen Streifen und Flecken erkennen, die sein Gesicht gezeichnet hatten. Es war das Blut aus einer Kopfwunde, mit der ein

Mensch wohl kaum überlebt hätte.

Und so starrten wir ihn an, und wir sahen seine müde wirkenden Bewegungen, wie er die Maschinenpistole in die linke Hand nahm und mit der rechten an seinen Gürtel griff.

Suko, der neben mir stand, zuckte zusammen. »Verdammt, John, der löst eine Handgranate!«

Das hatte uns gerade noch gefehlt. Und Cramer besaß nicht nur eine, sondern mehrere.

Hinter uns hörten wir Faradin scharf atmen. »Was… was wollen Sie tun?« fragte er.

Ich winkte mit der rechten Hand scharf ab. »Bleiben Sie mit Ihren Leuten hier stehen. Alles andere erledigen wir. Cramer darf nicht dazu kommen, die Granate…«

»John!«

Ich hörte Suko reden, und mein Partner befand sich schon unterwegs. Er wollte nichts mehr anbrennen lassen. Zudem wurde es auch Zeit. So bedächtig Cramer sich bewegte, er wußte jedoch, wie man mit diesen höllischen Eiern umgehen konnte.

Wir waren sehr schnell und schlugen auch einen Bogen, um den gefährlichsten Zombie vor uns zu haben. Wüstensand dämpfte unsere Schritte. So wurden wir nicht sofort gehört, aber die Zombies, die keine Waffen trugen, entdeckten uns als erste.

Sie stießen Geräusche aus, die nur entfernt an ein Schreien erinnerten, von Cramer aber gehört und verstanden wurden. Er drehte sich halb.

Wir waren stehengeblieben. Zwei Schritte trennten Suko und mich. Wie auf dem Schießstand hatten wir uns aufgebaut, die rechten Arme vorgestreckt. Berettas bildeten die Verlängerung unserer Hände, und der gefährliche Zombie hob sich scharf vor unseren Augen ab.

»Cramer!« schrie ich.

Sein blutiges Gesicht verzerrte sich. Vielleicht wußte er, was ihm bevorstand, gab es in seinem Innern noch so etwas wie eine Erinnerung. Jedenfalls riß er den Stift der Handgranate los.

Es dauerte immer ein wenig, bis sie explodiert; es ist also Zeit genug, sie fortzuschleudern.

In dieser Zeitspanne reagierten wir.

Unsere Waffen krachten synchron. Mündungsfeuer leuchteten. Schußdetonationen peitschten hell klingend über den Platz, und die Silberkugeln trafen dort, wo wir es haben wollten.

Colonel Cramer kam nicht mehr dazu, seine entsicherte Handgranate fortzuschleudern. Sie rutschte ihm nur aus den Totenklauen, fiel genau zwischen seine Füße, doch das sahen wir nicht mehr, denn wir lagen längst zusammengekrümmt im Sand und deckten unsere Köpfe mit den Händen.

Dann erfolgte die Explosion.

Sie hörte sich dumpf an. Das Wummern zerriß fast mein Trommelfell. Ich spürte den Luftzug und spürte die Folgen im nächsten Augenblick.

Wahre Berge von Sand wurden in die Luft geschleudert, flogen in alle Richtungen davon und erwischten auch uns.

Es prasselte, als mich das Zeug unter sich begrub. Aber ich lebte. Kein Splitter hatte mich getroffen.

So rasch es ging, sprang ich wieder auf die Beine. Ein gewaltiger Staubschleier nahm mir die Sicht.

Nur undeutlich sah ich meinen Freund Suko. Auch er stand wieder auf, winkte mir zu, und wir sahen die übrigen vier Zombies, die von der Welle des Luftdrucks ebenfalls zu Boden geschleudert worden waren.

Sie stemmten sich hoch.

Alle hatten sich bereits aufgerichtet, und wir mußten etwas tun, was mir verdammt an die Nerven ging.

Als es vorbei war, stand ich da und sah noch immer die teigigen, schrecklichen Gesichter vor meinen Augen, denn wir waren sehr nahe an sie herangetreten.

Ich kam mir vor wie ein Denkmal, als ich mitten auf dem Innenhof stand. Noch immer hielt ich die Beretta fest. Erst viel später steckte ich sie weg. Da wurden die Zombies bereits zur Seite geschafft und in Gräber geworfen, die man rasch ausgehoben hatte.

Suko gesellte sich zu mir. Auch ihn hatte der Fall mitgenommen, aber es war nun mal unser Job, die Welt von solchen Wesen zu befreien, um andere Menschen zu retten.

»Ich habe noch etwas für dich«, sagte er.

»Was denn?«

»Eine kleine Taschenflasche mit Whisky. Und weißt du, was? Auch ich kann jetzt einen Schluck vertragen.«

Wenn das keine Ausnahme war!

Wir passierten die Stelle, wo Colonel Cramer gelegen hatte. Ich sage bewußt, hatte.

Cramer war doppelt gestorben.

Durch Silberkugeln und durch die mörderische Wucht der Handgranaten-Detonation…

***

Unser Pilot kam in den Morgenstunden. Die Maschine flog aus der Sonne hervor, die als gewaltiger Glutball über den Horizont kroch.

Wir besaßen unter anderem Leuchtpistolen mit der entsprechenden Munition.

Eine Kugel schossen wir ab.

Der roten Regen über der Wüste und dem einsamen Fort war nicht zu übersehen. Dicht flog die Maschine über unsere Köpfe hinweg. Dabei »wackelten« die Tragflächen, ein Zeichen, daß uns der Pilot verstanden hatte.

Er landete aber nicht. Das war hier nicht möglich, sondern er flog wieder weg.

Stunden später erschienen die Hubschrauber. Sie luden die Bewohner der Oase und uns ein.

Zurück blieb das Fort, das 40 Jahre nach dem großen Krieg noch einen solchen Schrecken erlebt hatte. Ich hoffte nur, daß ich an diesen Platz nie mehr zurückzukehren brauchte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 125 »Der Leichenbrunnen«